



IMPF-PIONIER ŞAHİN

»Ja, wir haben einen Plan«

MINISTER LAUTERBACH

»Freiheitsstrafen wird es nicht geben, aber ...«

DAS SCHWEIGEN DER HIRTEN

Die ungesühnten Verbrechen im Bistum Trier

Printed
in Germany

Tschechien Kč 210,-
Ungarn Ft 2990,-

Spanien € 7,10
Spanien/Kanaren € 7,30

Slowakei € 7,10
Slowenen € 6,90

Portugal (cont) € 6,90
Schweiz sfr 8,50

Norwegen NOK 92,-
Österreich € 6,50

Griechenland € 7,30
Italien € 7,80

Finnland € 8,70
Frankreich € 7,10

BeNeLux € 6,80
Dänemark dkr 64,95

HAUSMITTEILUNG

Titel

| Seiten 10, 88

Eigentlich wollte SPIEGEL-Reporterin **Britta Stuff** nur einem Einzelfall nachgehen, von dem sie gehört hatte. Eine Frau soll von zwei katholischen Priestern zur Abtreibung gedrängt worden sein. Doch bei ihren Recherchen wurde Stuff das ungeheure Ausmaß der Taten durch Kirchenvertreter im Bistum Trier bewusst. Bald stießen Kollegen zu ihr, gemeinsam suchten sie Betroffene und mutmaßliche Täter, fanden Whistleblower in der Kirche und studierten Akten. Sie fanden ein System des Wegschauens vor. »Der Kirche fehlt bis heute die Bereitschaft zu einer wirklichen Aufklärung der Vorgänge«, sagt Stuff. Papst Franziskus wird in diesen Tagen 85, und er hat wenig Grund zu feiern. Als Reformator der Kirche angetreten, wollte er die Macht des römischen Klerus brechen, doch Taten folgten nur wenige. Italienkorrespondent Frank Hornig kennt viele der Intrigen im Vatikan, vor Kurzem begleitete er den Pontifex auf einer Reise durch Ungarn und die Slowakei. Hornig beschreibt, wie schwer der Mann an seinem Amt trägt – und welche Schuld der Papst selbst daran hat. »Konservative Gegner würden sich jetzt über seinen Rücktritt freuen«, so Hornig.



Friedensnobelpreis

| Seite 58

Die Auszeichnung geht dieses Jahr an den russischen Journalisten **Dmitrij Muratow** (r.). Er leitet in Moskau die »Nowaja Gaseta«, die einzige überregionale Zeitung des Landes, die es noch wagt, sich mit Wladimir Putin anzulegen. Seit Amtsantritt des Kremlchefs wurden sechs ihrer Mitarbeiter ermordet. Reporter **Timofey Neshitov** hat Muratow in den vergangenen Wochen begleitet und auch mit Kolleginnen wie Investigativjournalistin **Jelena Milaschina** gesprochen; er reiste mit Muratow nach Sotschi, wo dieser auf Putin traf, feierte Muratows 60. Geburtstag mit und war dabei, als die Redaktion ihn für weitere zwei Jahre als Chefredakteur wiederwählte. »Es gab keine Gegenkandidaten«, sagt Neshitov, »als Nobelpreisträger ist Muratow unangefochten. Das hat ihn nachdenklich gestimmt. Er ist seit mehr als zwei Jahrzehnten Chefredakteur, aber er ist auch Demokrat.«



Emilia Ducker / DER SPIEGEL

Die Auszeichnung geht dieses Jahr an den russischen Journalisten **Dmitrij Muratow** (r.). Er leitet in Moskau die »Nowaja Gaseta«, die einzige überregionale Zeitung des Landes, die es noch wagt, sich mit Wladimir Putin anzulegen. Seit Amtsantritt des Kremlchefs wurden sechs ihrer Mitarbeiter ermordet. Reporter **Timofey Neshitov** hat Muratow in den vergangenen Wochen begleitet und auch mit Kolleginnen wie Investigativjournalistin **Jelena Milaschina** gesprochen; er reiste mit Muratow nach Sotschi, wo dieser auf Putin traf, feierte Muratows 60. Geburtstag mit und war dabei, als die Redaktion ihn für weitere zwei Jahre als Chefredakteur wiederwählte. »Es gab keine Gegenkandidaten«, sagt Neshitov, »als Nobelpreisträger ist Muratow unangefochten. Das hat ihn nachdenklich gestimmt. Er ist seit mehr als zwei Jahrzehnten Chefredakteur, aber er ist auch Demokrat.«

Im Zentrum der Macht

| Seite 44

Zu den rätselhaftesten Menschen der Ära Angela Merkel zählt Beate Baumann. Die langjährige Büroleiterin und Vertraute der Altkanzlerin gilt als extrem medienscheu, Interviews gab sie nie. Zugleich war sie in der Hauptstadt berüchtigt für ihre harte Linie. Redakteurin **Melanie Amann** gelang es, in vertraulichen Gesprächen über drei Jahre einen Zugang zu Baumann zu finden. Dabei erlebte sie eine überraschend fröhliche, mitunter auch verletzte Frau. »Die Härte diente ihr dazu, alle Gefahren von ihrer Chefin fernzuhalten«, sagt Amann. »Damit machte sie es Merkel oft schwerer als nötig und sich selbst ebenfalls.« Baumann sprach mit Amann auch über die Zukunft – Merkel und sie planen erst einmal ein gemeinsames Buch.



Julian Busch

»Dein SPIEGEL«



Es gibt Superhelden, die sind stärker als James Bond und die Helden von »Star Wars« – zumindest, was den Erfolg im Kino betrifft: Die Abenteuer um die Figuren der Marvel-Comics liefern seit Jahren die besten Einspielergebnisse ab. Warum sind Superhelden so angesagt? Die Titelgeschichte des Kinder-Nachrichten-Magazins »Dein SPIEGEL« geht der Faszination für ihre übermenschlichen Fähigkeiten auf den Grund und klärt, ob es Superkräfte auch in Wirklichkeit gibt. Außerdem im Heft: Die Neuen im Bundestag – vier Politikerinnen und Politiker erzählen, wofür sie sich einsetzen möchten. Und: Warum es ein harter Corona-Winter wird. Das Heft erscheint am Dienstag, 14. Dezember.

DIE MAGIE DER DEUTSCHEN SPRACHE



208 Seiten, gebunden · 18,00 €
Auch als E-Book erhältlich

In »Schöner Schreiben« versammelt SPIEGEL-Redakteur Hauke Goos die besten Texte aus seiner gleichnamigen Kolumne: Jeder einzelne eine Einladung, eine Autorin, einen Autor, ein Werk oder eine Schreibschule kennenzulernen und den Zauber der deutschen Sprache immer wieder neu zu entdecken.

Im Namen des Herrn

MISSBRAUCH Die katholische Kirche hat versprochen, ihre Skandale transparent aufzuarbeiten. Doch eine monatelange Recherche im Bistum Trier zeigt das Ausmaß ihrer Schuld. Sie zeigt auch, wie Kirchenobere mutmaßliche Täter in manchen Fällen geschützt haben – und wie einige der Opfer erneut zu Opfern wurden.

»Der Teufel lauert hinter jeder Tür.«

Reinhard Marx, Bischof von Trier
2002 bis 2008

Das Bistum Trier reicht von Niederfischbach an der Asdorf im Norden bis Kleinblittersdorf an der französischen Grenze im Süden. Die Natur wuchert an manchen Waldwegen, als lauerte sie darauf, dass der Mensch aufgibt. Im Frühjahr blüht der Raps, im Herbst schießt der Mais in die Höhe, an den Flüssen beginnt dann die Traubenernte. Kaum ein Dorf, aus dem nicht ein Kirchturm ragt, kleine Nägel, die Himmel und Erde zusammenhalten.

In einer Gemeinde schrieb ein Mädchen über den Pfarrer in sein Tagebuch: »Er mag es wirklich, wenn man um Hilfe schreit.« An einem anderen Ort soll ein Priester ein Kindergartenkind penetriert haben, an einem dritten erklärte ein Pfarrer einem Kind, es müsse sich komplett entkleiden, damit er es korrekt wiegen könne, aber das weiß kaum jemand, auch Karin Weisfenfels nicht.

Sie fährt über die Autobahn, dann auf ein Tal zu, seitlich verrottet ein Kloster. Der Name ist ihr Pseudonym für diese Geschichte, mit ihr beginnt sie. Im Grunde ein Zufall, eine der Autorinnen stammt aus dem Bistum Trier und hat im Frühjahr 2021 einen Beitrag über ihr Schicksal im Deutschlandfunk gehört. Ein Einzelfall, so schien es.

Karin Weisfenfels ist über 60 Jahre alt. In ihrer Jugend wurde Gitarrenmusik in der Kirche populär, die Altäre rückten von den Wänden weg, die Priester sprachen nicht mehr mit dem Rücken zu den Gläubigen und hielten die Messe auf Deutsch. Weisfenfels gefiel das, sie besuchte eine katholische Fachhochschule und wurde Gemeindeforentin in einem der Orte des Bistums. Sie empfand das als ihre Berufung.

Was geschehen ist? Sie sagt, es sei so gewesen: Es begann in den Achtzigerjahren. Sie sei zwar erwachsen gewesen, aber komplett unerfahren, Sex habe in ihrem Leben keine Rolle gespielt.

Nach ein paar Jahren in der Gemeinde habe sie der Priester, ihr Vorgesetzter und mehr als 20 Jahre älter

als sie, auf einer Sommerferienfreizeit für Jugendliche das erste Mal mit Küssen überfallen. Später habe es weitere Vorfälle gegeben.

Als sie ein paar Monate später schwanger wurde, habe er ihr gesagt: Du bist zu schwach für ein Kind.

Du musst abtreiben.

Sonst können wir nicht zusammenbleiben.

Zum Abtreibungstermin gab er ihr seinen Rosenkranz mit, braun, leicht in der Hand. Als sie zurückkam, habe er sie zur Beichte bei einem befreundeten Priester geschickt.

Einen Tag vor Weihnachten habe sie in der Wohnung des Beichtpriesters hinter dem Trierer Dom gesessen und ihm gesagt, sie sei einfach aus der Praxis gelaufen. Sie habe nicht abgetrieben, habe es nicht gekonnt.

Der Beichtpriester habe eine Kerze angezündet und ihr gesagt, sie müsse abtreiben. Dann habe er ihr beide Hände auf den Kopf gelegt und ihr die Absolution erteilt: So spreche ich dich los von deinen Sünden. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Jahrzehnte später steht Weisfenfels vor dem Gemeindehaus des Ortes, in dem das alles geschah, und sagt, kinderlos, alleinstehend: »Die Täter haben mein Leben schwer beschädigt, aber die Verantwortlichen des Bistums haben es zerstört.«

Nach der Abtreibung war es nicht vorbei. Sie schildert die Zeit so: »Es geschah oft schnell, in fünf Minuten, im Flur, im Büro, in der Toilettenanlage, wann immer es ihm passte. Er sagte mir, sein Therapeut habe ihm gesagt, er sei sexsüchtig, und ich solle über alles schweigen. Ich dachte, dass ich ihn liebe. Er war mein Vorgesetzter, eine geistliche Autorität für mich, ich habe es nicht geschafft, mich ihm zu widersetzen. Ich habe Jahre gebraucht, um ausdrücken zu können, dass das sexualisierte Gewalt war. Danach war er jedes Mal zu Tode betrübt, weil er eine Sünde begangen hatte.« So vergingen Jahre.

Seit mindestens zwei Jahrzehnten beschäftigen Missbrauchsskandale die katholische Kirche in Deutschland. Bereits 2002 wurde aufgedeckt, dass in den Vereinigten Staaten Hunderte Priester Kinder missbraucht hatten. Damals sagte Kardinal Karl Lehmann auf die Frage, ob das auch in Deutschland geschehen sein könne:

Die Verantwortlichen



Stephan Ackermann

Bischof von Trier und Missbrauchsbeauftragter der Deutschen Bischofskonferenz



Papst Franziskus

Bischof von Rom und Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche



Reinhard Marx

Erzbischof von München und Freising

»Warum soll ich mir den Schuh der Amerikaner anziehen, wenn er mir nicht passt?« Bald darauf wurde bekannt, dass er selbst einen mutmaßlichen Täter gedeckt haben soll. Die Bischofskonferenz beschloss Leitlinien zum Umgang mit solchen Fällen.

Im Januar 2010 meldeten Zeitungen, dass der Jesuitenpater Klaus Mertes einen Brief an Absolventen des katholischen Canisius-Kollegs in Berlin geschickt hatte, um Missbrauchstaten der Vergangenheit offenzulegen. Es war der Beginn einer Reihe von Aufdeckungen, Dutzende weitere Täter wurden bekannt, in Bistümern wie Mainz, Limburg, Paderborn und Dresden-Meißen.

2014 gab die Kirche eine Untersuchung in Auftrag. Die MHG-Studie, benannt nach den Orten der beteiligten Universitäten Mannheim, Heidelberg und Gießen, sollte das Ausmaß des sexuellen Missbrauchs Minderjähriger »durch katholische Priester, Diakone und männliche Ordensangehörige« ausloten. Mehr als acht Jahre nach dem Canisius-Brief wurden die Ergebnisse präsentiert. In Deutschland, so der Bericht, habe es zwischen 1946 und 2014 bei 1670 Klerikern Hinweise auf Missbrauch gegeben. 3677 Betroffene konnten ermittelt werden.

In Frankreich hat eine unabhängige Untersuchungskommission in diesem Jahr ihre Ergebnisse veröffentlicht. Der Bericht stellt fest, dass es dort seit 1950 bis zu 330 000 minderjährige Opfer sexuellen Missbrauchs durch Priester und Laien in der katholischen Kirche gegeben haben könnte. Die französische Untersuchung basierte nicht auf den Akten der Kirche, wie die deutsche MHG-Studie, sondern auf Hochrechnungen aufgrund von Daten von Justiz, Staatsanwaltschaft, Wissenschaft sowie Befragungen.

In Frankreich kam man zu dem Schluss: Es war ein Massenverbrechen.

Karin Weisfenfels ist kein Teil der MHG-Studie, sie war kein Kind, als es geschah, und es wurde vonseiten der Kirche nie vollständig wegen eines mutmaßlichen Sexualdelikts ermittelt.

Sie lebt in einer Wohnung, die ein wenig aussieht wie ein kirchliches Informationszentrum: An den Wänden hängen Kreuze, christliche Szenen, ein Sinnspruch. Einmal ist sie Papst

Benedikt XVI. begegnet, das zeigt ein gerahmtes Foto, sie schüttelt seine Hand und senkt den Kopf, sodass sie kleiner wirkt als er. Das war, als sie noch an die Kirche glaubte.

Weißenfels sitzt zwischen zwei Schreibtischen und rollt auf ihrem Stuhl hin und her, wie die Chefin einer Kommandozentrale. Sie zeigt eine Übersicht über die vergangenen 20 Jahre ihres Lebens, sie hat Hunderte Dokumente eingescannt und systematisiert, darunter viele Schreiben, in denen sie das Bistum, die Bischöfe und sogar den Papst immer wieder direkt um Gehör bittet und um Hilfe anfleht. Sie hat ein Dokument erstellt, es heißt »Was sie mir angetan haben«. Sie beschäftigt einen Anwalt und hat einen Experten für Kirchenrecht engagiert, um nachweisen zu können, dass die Kirche die Täter geschützt und ihre Fürsorgepflicht für sie verletzt hat.

Es ist schwer, ihre Geschichte zu umreißen, ihr selbst erscheint jede Zusammenfassung verkürzt. Weißenfels meldete um die Jahrtausendwende das Drängen in die Abtreibung durch die beiden Priester beim Bistum Trier. Die Beteiligung an einer Abtreibung ist in der katholischen Kirche ein Verbrechen, Papst Franziskus nannte es einen »Auftragsmord«. Bald darauf schrieb sie den Verantwortlichen von einer emotionalen Abhängigkeit und dass der Umgang von Gewalt geprägt gewesen sei, »und zwar sowohl psychischer als auch körperlicher«, zu einer Zeit, als dieser Vorwurf noch nicht verjährt war. Nach vielen Briefen, Anrufen und Gesprächen setzte Weißenfels durch, dass bei dem Priester, von dem sie damals ein Kind erwartet hatte, durch den Bischof nach monatelangen Untersuchungen eine »Irregularität« festgestellt wurde, das bedeutet, dass er sein Weiheamt nicht weiter ausüben durfte. Sie bezog sich nur auf das mutmaßliche Drängen in eine Abtreibung, nicht auf einen Vorwurf von sexualisierter Gewalt.

Jahre später erreichte sie das Gleiche bei dem Beichtpriester. Danach stellten die beiden Priester jeweils in Rom einen sogenannten Dispensantrag, das heißt, der Papst wurde um Gnade gebeten. Der Bischof hatte auf die Möglichkeit einer Dispens hingewiesen, beide Anträge wurden rasch positiv entschieden. Das Leben als Priester konnte weitergehen, einer von beiden, der Beichtpriester, machte Karriere in Trier.

Das Bistum Trier bestätigt auf Anfrage Teile der Geschichte, wie sie hier beschrieben ist. Der Priester, der Weißenfels' Vorgesetzter war, habe allerdings sowohl die Mitwirkung an einer Abtreibung als auch eine mutmaßliche sexualisierte Gewalt geleugnet. Auf die Rückfrage des SPIEGEL, warum dennoch eine Irregularität festgestellt worden sei, sagt das Bistum nichts. Karin Weißenfels liegt ein Brief vor, in dem der Pfarrer sie mit »tiefem Bedauern für alles, was ich Dir an Leid und Schmerzen, an Verletzungen und Wunden zugefügt habe«, um Verzeihung bittet. Der SPIEGEL hat Informationen, dass der Täter an anderer Stelle eingestanden hat, dass er ihr eine Abtreibung nahegelegt habe.

Zwei Bischöfe waren zu jener Zeit verantwortlich, als Karin Weißenfels Konsequenzen forderte. Stephan Ackermann, der das Bistum Trier seit 2009 leitet, ist seit 2010 auch der Beauftragte der Bischofskonferenz für Fragen des sexuellen Missbrauchs Minderjähriger im kirchlichen Bereich. Es ist der schwerste Job, den die Kirche in Deutschland derzeit zu vergeben hat. Ackermann gilt als etwas blass, jemand, von dem man sich kaum ein Bild machen kann.

Sein Vorgänger Reinhard Marx leitete das Bistum Trier zwischen 2002 und 2008 und ist inzwischen Erzbischof von München und Freising und Kardinal. Marx habe einen guten Draht zu Papst Franziskus, heißt es, er gilt als Lebemann, ein Machtmensch, die »Zeit« hat ihn mit Gerhard Schröder verglichen.

Anfang Juni 2021, nach ein paar Gesprächen in der weißenfelschen Kommandozentrale, meldet die katholische Nachrichtenagentur KNA: »Marx bietet Papst Rücktritt an.« Kardinal Marx hatte Franziskus scheinbar aus dem Nichts einen Brief geschrieben. Er sprach keine konkreten Fehler an, die er selbst gemacht hat, er schrieb aber: »Nach der von der Deutschen Bischofskonferenz beauftragten MHG-Studie habe ich in München im Dom gesagt, dass wir versagt haben. Aber wer ist dieses ›Wir‹? Dazu gehöre ich doch auch.«

Papst Franziskus nahm den Rücktritt nicht an. Er antwortete etwas, das sofort an den Fall Weißenfels und die Freisprüche für die beiden Priester erinnert: »...lieber Bruder. Mach weiter.«

Der Leiter der MHG-Studie, Harald Dreßing, hat gesagt, dass die Zahlen seiner Untersuchung zu niedrig seien, nur die Spitze eines



Karin Weißenfels

Ihr Fall erinnert an #MeToo-Schilderungen, nur dass man im kirchlichen Kontext seltener von Fällen wie ihrem hört. Wie viele andere Opfer auch hat sie Angst, dass man ihr in der Öffentlichkeit nicht glauben könnte.

Eisbergs. Der Kinder- und Jugendpsychiater Jörg Fegert legte 2019 eine Hochrechnung für Deutschland vor: Es gebe ein riesiges Dunkelfeld, 8- bis 80-mal mehr Betroffene als in der MHG-Studie ermittelt. Es ist Sommer, als der SPIEGEL beschließt, ein Rechercheteam zu gründen, um durch das Bistum Trier zu reisen und dort exemplarisch nach Opfern zu suchen, mit Pfarrern und Behörden zu sprechen und Zeugen zu finden, die noch nie öffentlich gesprochen haben. Und nach dem System zu suchen.

Die Orte heißen Kirn, Idar-Oberstein oder Burbach. Gerolstein, Oberwesel oder Freisen. Knapp 1,3 Millionen Katholiken leben im Bistum Trier. In fast jedem Dorf ein Kirchturm.

Man findet die Taten und Tatvorwürfe aus den vergangenen Jahrzehnten in Urteilen, durch Hinweise von Opfern, in Gutachten, Protokollen, Untersuchungsberichten, Zeitungsausschnitten.

In einem der Dörfer drückte ein Priester einem Mädchen beim Orgelspiel seinen erigierten Penis in den Rücken, in einem anderen lebt ein Geistlicher, der in einer Grundschule Religion unterrichtete. Er soll eine Zehnjährige an einen Stuhl gefesselt und missbraucht haben. Danach soll er sich mit offener Hose hingekniet und zur Jungfrau Maria gebetet haben.

In einer Gemeinde lebte ein Junge, als erwachsener Mann berichtet er, wie ihn der Pfarrer mit Weidenzweigen gepeitscht und vergewaltigt habe, mit der Begründung, Jesus habe auch leiden müssen. In einer anderen hat ein Priester im Schwimmbad unter der Dusche einen Jungen intim berührt und die Hand des Jungen zu seinem Genital geführt.

In einem Dorf begann ein Priester des Bistums ein Verhältnis mit einem Geflüchteten, dieser zeigte ihn 2016 an. Noch vor seiner Vernehmung nahm sich der Syrer das Leben, indem er vor ein Auto rannte. Einen anderen Pfarrer meldete ein 14-Jähriger bei der Polizei. Er habe ihm am Mainzer Hauptbahnhof 50 Euro für sexuelle Leistungen angeboten.

In einem Städtchen soll ein Betreuer in einem katholischen Internat zu einem Jungen gesagt haben, er wolle mal nachschauen, ob er schon geschlechtsreif sei. Ein paar Kilometer weiter lebt ein Priester, eine Frau sagte aus, was sie mit ihm als Mädchen erfahren habe: »Er weist mich an, ihn am Bauch zu küssen, und hält meine Hand fest und masturbiert mit meiner Hand. Er sagt, er sei ein erfahrener Mann und dass es für mich bestimmt schön wäre, von ihm entjungfert zu werden.« Der Mann sagte später, er könne sich daran nicht erinnern.

In einer Pfarrei zauberte ein Priester bei einer Show vor Schülern Tangas aus einem Hut, in einer anderen arbeitete ein Geistlicher, der seinem Neffen zwischen die Beine griff und sagte: »Da ist doch nichts Schlimmes, wenn man seinem Onkel einen Gefallen tut«,

in einer dritten verbrannte ein Priester, als die Polizei vorfuhr, gerade Fotos nackter Messdiener hinterm Haus.

In einer Gemeinde erzählt ein ehemaliger Bergmann: »Ich wollte eigentlich Priester werden, zu Hause habe ich Messen nachgespielt. Ich war ein lieber Bub, etwa zehn Jahre alt. Der Pfarrer drang in mich ein, das geschah in den folgenden Jahren häufiger. Danach sagte er, das sei unser Geheimnis, wenn ich es doch jemand sagen würde, käme ich in die Hölle. Dann gab er mir für meinen Vater Zigaretten mit.«

In einem Städtchen sagt ein Mann, der einst Messdiener war, dass der Priester ihn zu sich gerufen habe. Er habe sein Gewand geöffnet und gesagt: Komm beichten. Der Junge trat an ihn heran, und der Mann schloss den Stoff über ihm.

An der Tür hängt ein Schild: »Fotografierverbot und Verschwiegenheit«. Timo Ranzenberger lebt hier, hinter Kaiserslautern, hinter München, weit entfernt vom Bistum Trier, in einem Ort in Oberbayern. Das kleine Haus mit dunklem Holzdach ist eine Einrichtung für Suchtkranke, mit Alkoholkontrollen, Urintests und Arbeitstherapie. Timo Ranzenberger ist 38 Jahre alt, seit acht Jahren freiwillig hier, seine sanfte Stimme würde niemals darauf schließen lassen, dass er 40 bis 50 Filterlose am Tag raucht. Er sitzt an diesem Tag im Garten hinter dem Haus und sagt, er führe ein Glasscherbenleben.

Vor ihm liegt ein Aktenordner, darin seine Geschichte, die ihn mit dem Bistum Trier verknüpft. Sie handelt davon, wie aus einem möglichen Verbrechen mutmaßlich mehrere werden konnten: durch Wegschauen.

Ranzenbergers Mutter war Alkoholikerin, sein Vater heroinabhängig. Der Sozialdienst katholischer Frauen erhielt nach dem Tod seiner Großmutter die gesetzliche Vormundschaft, er kam zu einer streng katholischen Pflegefamilie in einer Gemeinde des Bistums Trier, später in eine Wohngemeinschaft.

Mit 11 wurde er Messdiener. Ende der Neunzigerjahre, Ranzenberger war 15 Jahre alt, begegnete er dem Pfarrer der Gemeinde auf der Straße. Der habe ihn gefragt, ob er nicht Lust habe, ein Wochenende bei ihm im Pfarrhaus zu verbringen. Es sei ihm wie das Paradies erschienen, sagt Ranzenberger: Sechs oder sieben Jungs hätten draußen am Gartentisch gegessen und so viel Bier getrunken, wie sie konnten, besorgt hatte es der Pfarrer selbst.



Irgendwann, sagt Ranzenberger, sei er so betrunken gewesen, dass er nicht mehr allein laufen konnte. Der Pfarrer habe ihn ins Gästezimmer des Pfarrhauses gebracht. Dann habe er sich neben ihn gelegt und ihn gestreichelt. Es habe später andere Vorfälle gegeben, einmal habe er ihm auch an den Penis gefasst.

Irgendwann stürzte Ranzenberger ab. Hauptschulabschluss, Gärtnerlehre, Vollrausch.

2005 begann er einen Entzug. Er bekam das Medikament Antabus, wer nach der Einnahme Alkohol trinkt, muss sich innerhalb von Minuten übergeben. An einem Sonntagmorgen, endlich nüchtern, schaltete er den Fernseher ein. Das ZDF übertrug einen Gottesdienst. Als er die Musik hörte, sei irgendwas in ihm passiert, sagt Ranzenberger. Er habe an damals denken müssen. Etwa ein

»Er sagte mir, sein Therapeut habe ihm gesagt, er sei sexsüchtig, und ich solle über alles schweigen.«

Jahr später rang er sich durch, er rief bei der Pressestelle des Landeskriminalamts des Saarlands an und meldete, was damals geschehen war.

Ein Kommissar rief ihn an, und Ranzenberger machte eine schriftliche Aussage. Der Pfarrer wurde mündlich vernommen und sagte im September 2006 gegenüber dem Kommissar aus:

»Es ist richtig, dass Timo bei mir im Pfarrhaus an Wochenenden übernachtet hat.«

»Ich habe noch das Bild vor Augen, dass Timo bei mir auf dem Schoß sitzt und ich ihn unter dem T-Shirt streichele.«

»Ich wusste aber damals schon, dass es zumindest eine moralische Verfehlung war.«

»Er tat mir leid, und deswegen sagte ich mir, sei du ihm wenigstens gut.«

Die Aussagen des Pfarrers kamen einem Teilgeständnis gleich, die



Staatsanwaltschaft sah einen hinreichenden Tatverdacht. Doch für die infrage kommenden Straftaten gab es damals eine Verjährungsfrist von fünf Jahren. Der Vorwurf an den Pfarrer war nach Einschätzung der Staatsanwaltschaft zum Zeitpunkt von Ranzenbergers Anzeige bereits verjährt, die Ermittlungen wurden eingestellt. Die Staatsanwaltschaft informierte das Bistum Trier darüber, aber auch über den Tatvorwurf. Das Bistum befragte den Priester selbst. Dort soll er die Tat geleugnet haben.

Nach SPIEGEL-Informationen hat sich dann etwas ereignet, über das bislang noch nicht berichtet wurde. Was sich zugetragen hat, muss vorsichtig formuliert werden, auch weil das Bistum Trier Fragen dazu nicht beantwortet.

Einige Zeit nach der Vernehmung, im Herbst 2006, fand ein Jugendfußballturnier in der Gegend statt. An dem Turnier soll eine Mannschaft aus der Gemeinde des Pfarrers teilgenommen haben, er soll sie betreut haben. Auch der Kommissar, der den Pfarrer vernommen hatte, soll dort gewesen sein. Er soll den Pfarrer zusammen mit den Jugendlichen gesehen haben. Angeblich ließ es ihm keine Ruhe.

Er soll beim Bistum Trier angerufen und den Generalvikar Georg Holkenbrink, den Stellvertreter des Bischofs, erreicht haben.

Er wisse nicht, ob das Bistum informiert worden sei, soll der Kommissar gesagt haben, das Verfahren sei ja eingestellt worden, er müsse allerdings etwas loswerden. Er soll dem

»Ich habe noch das Bild vor Augen, dass Timo bei mir auf dem Schoß sitzt.«



5 • Grafik

Generalvikar von dem Fußballturnier und dem Teilgeständnis berichtet haben und zu Holkenbrink in etwa Folgendes gesagt haben: »Es kann nicht sein, dass dieser Mann Jugendmannschaften betreuen darf.«

Es habe nicht lange gedauert, und der Kommissar soll von seinem Vorgesetzten angesprochen worden sein: Das Bistum soll den Anruf gemeldet und sich beschwert haben.

Am 6. Dezember 2006, nach dem mutmaßlichen Anruf, fand eine Sitzung der Personalkommission des Bistums statt. Anwesend: Generalvikar Holkenbrink, der damalige Bischof Reinhard Marx und der Personalchef. Dort wurde über die Zukunft des Pfarrers entschieden, der Ranzenberger missbraucht haben soll. Es wurde beschlossen, dass keine kirchenrechtlichen Voruntersuchungen gegen den Pfarrer eingeleitet werden, die beispielsweise zu einer Kontaktbeschränkung zu Jugendlichen hätten führen können. Der Pfarrer blieb auf seiner Stelle. Als wäre nichts gewesen.

In den folgenden Jahren wurde dieser Pfarrer noch mindestens sechsmal angezeigt, bis auf eines wurden alle Verfahren eingestellt. Ein ehemaliger Messdiener sagt, im Jahr 2007, ein Jahr nach dem Anruf des Kommissars beim Bistum, habe der Pfarrer ihn eingeladen, mit ihm übers Wochenende wegzufahren. Die Reise sei eine Belohnung für seine Dienste als Messdiener gewesen. Im Schwarzwald sei der Pfarrer dann in sein Zimmer gekommen und habe ihm in die Schlafanzug hose gegriffen. Auch dieses Verfahren wurde eingestellt.

2015 wurde der Pfarrer beurlaubt, offiziell hieß es, weil er sich nicht an Absprachen gehalten habe. Kurz danach ging er in den Ruhestand. Erst im Mai 2016 begann ein kirchenrechtliches Vorermittlungsverfahren gegen ihn, unter anderem wegen des Falls Ranzenberger. Fast zehn Jahre waren seit dem mutmaßlichen Anruf des Kommissars vergangen.

Der SPIEGEL hat die Verantwortlichen mit den Vorwürfen konfrontiert. Weder das Bistum Trier noch Marx als damals zuständiger Bischof wollen sich aktuell äußern. Sie dementieren nichts, beantworten nichts, sie verweisen auf das laufende Verfahren und schicken eine Stellungnahme vom April 2021, in der steht, dass »im Verlauf der Bearbeitung dieses Falles Fehler passiert« seien, und räumen ein, dass 2006 versäumt worden sei, »Aufklärung zu betreiben«. Die damals und heute Verantwortlichen hätten dies mehrfach öffentlich eingeräumt und ausdrücklich bedauert. Man arbeite eng mit der zu-

ständigen Staatsanwaltschaft zusammen und habe alle Akten übermittelt. Zu den neuen Erkenntnissen, zum Anruf des Kommissars, zu dem Vorwurf, dass sie genau gewusst haben könnten, dass der Pfarrer eine Gefahr darstelle, sagen sie nichts. Der Pfarrer lässt über seinen Anwalt mitteilen, er wolle aufgrund des laufenden Verfahrens keine Stellungnahme abgeben.

Timo Ranzenberger hat Bischof Marx im Frühjahr 2021 einen Brief geschrieben, er hat ihn auch auf Facebook veröffentlicht: »Das, was Sie getan haben mit Ihren Entscheidungen, ist alles andere als christlich. Genau solche Menschen wie Sie lassen mich an das Böse glauben.«

Er erhielt eine Eingangsbestätigung des Erzbistums München, datiert zwei Tage bevor Marx dem Papst seinen Rücktritt anbot. Eine Antwort von Marx erhielt er nicht.

Mächtig erhebt sich der Trierer Dom, die umliegenden Gebäude knien vor ihm. Die älteste Bischofskirche Deutschlands stand schon, als die Römer das Land der Gegend bewirtschaften ließen.

Beim Bau habe der Teufel geholfen, heißt es laut einer Legende. Der Architekt habe ihn reingelegt, indem er behauptete, dass sie das größte Wirtshaus der Welt bauen würden. Der Teufel habe daraufhin Steine aus dem Odenwald nach Trier gebracht, erst als er die letzte Dioritsäule in den Armen gehalten habe, habe er begriffen, dass hier eine Kirche errichtet wird. Er habe die Säule auf die Mauern des Doms geschmettert. Bis heute liegt ein 65 Tonnen schwerer Stein am Haupteingang, der Domstein zu Trier. Kinder rutschen an ihm runter, man sagt, das bringe Glück.

Als sich 2010 die Missbrauchsskandale häuften, herrschte in Deutschland erst einmal ein großes Durcheinander. Es wurden Fürbitten gehalten für die Opfer, Justizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger warf der Kirche mangelnde Konsequenz bei der Aufklärung vor. Kardinal Lehmann wies Vertuschungsvorwürfe als Verleumdung zurück.

Missbrauchsbeauftragte wurden ernannt, Schutzkonzepte für Gemeinden in Auftrag gegeben, die Personalaktenordnung geändert, neue Richtlinien für Zahlungen an Opfer erlassen, Betroffenenbeiräte eingerichtet. Die Bischofskonferenz verabschiedete eine »Ordnung für den Umgang

mit sexuellem Missbrauch Minderjähriger und schutz- oder hilfebedürftiger Erwachsener durch Kleriker und sonstige Beschäftigte im kirchlichen Dienst«. Papst Franziskus verschärfte das Kirchenrecht, Vertuschung durch die Bischöfe machte er zur Straftat. Der Synodale Weg, also eine breit angelegte Debatte über Konsequenzen und Reformen, startete.

An einem Sonntag im September steht Bischof Stephan Ackermann vorn im Trierer Dom. Der Apostolische Nuntius Erzbischof Dr. Nikola Eterović, der Botschafter des Papstes in Deutschland, hält die Messe zu Ehren des Heiligen Hieronymus. Frauen mit abgegriffenem Gesangbuch, Kinder in gestärkten Jeans, gewichtige Männer mit sonorer Stimme. Der Weihrauch ist längst ins Gewölbe gezogen, als gebetet wird:

»Ich bekenne Gott, dem Allmächtigen, und allen Brüdern und Schwestern, dass ich Gutes

unterlassen und Böses getan habe: Ich habe gesündigt in Gedanken, Worten und Werken: durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine große Schuld.«

Das Schuldbekenntnis ist ein wichtiger Moment in der Messe und generell im Glauben der Kirche. Man wird aus Sicht der Katholiken bereits schuldig geboren und muss durch eine Taufe von der Erbsünde befreit werden. Man kann sich später im Leben von der eigenen Schuld durch Reue und die Beichte reinwaschen lassen. Gläubige Katholiken sind geübt darin, ihre Schuld einzugestehen.

Kardinal Marx sagte bei der Vorstellung der MHG-Studie: »Wer schuldig ist, muss bestraft werden.«

Er schrieb an den Papst: »Das Übersehen und Missachten der Opfer ist sicher unsere größte Schuld in der Vergangenheit gewesen.«



Timo Ranzenberger

Seine Mutter war Alkoholikerin, sein Vater heroinabhängig. Er kam in eine streng katholische Pflegefamilie und wurde Messdiener. Jahre später sei er dem Pfarrer zufällig auf der Straße begegnet. Danach habe es begonnen.

Bischof Ackermann sagte: »Es haben Menschen in der Kirche Schuld auf sich geladen.«

Papst Franziskus sagte, die Kirche müsse lernen, sich die Schuld zu geben.

Schuldbekenntnisse, so allgemein und so oft wiederholt wie ein Gebet.

Nach der Beichte und dem Beteuern von Reue und Besserung folgt im Glauben der katholischen Kirche die Vergebung. Doch in den Schuldbekenntnissen der Bischöfe und des Papstes fehlt etwas: Schuld woran ganz genau? Und wer ist eigentlich schuldig? Und hat das alles überhaupt je aufgehört?

Man kann durch das Bistum fahren, im Hochsommer, wenn die Windräder auf den Hügeln in der Hitze stillstehen, im Herbst, wenn Traktoren manche Straßen verstopfen, und nach denen suchen, die ihrer Kirche nicht vergeben können.

Einer hat ein Geschäft, einer ist Journalist, einer Arzt. Manche sind fordernd wie Karin Weiffenels, andere zurückhaltend wie Timo Ranzenberger.

Ein Rentner sagt, er stand vor zwei Tagen auf dem Balkon, Flasche Schnaps in Reichweite, und dachte: Heute spring ich. Einer sitzt abends in seinem Laden und sagt, er habe seinen Glauben verloren. Einer sagt am Telefon, er habe versucht, durch exzessiven Sport zu vergessen, ein anderer berichtet, er könne Berührungen meist nicht ertragen. Einer wurde selbst zum Täter. Er missbrauchte die Söhne seiner Lebensgefährtin und saß im Gefängnis. Ein Mann schreibt eine SMS: »Ich befinde mich momentan in einer Psychiatrie, weil ich mich erlösen wollte.«

Viele sind gut vorbereitet, sie haben Dokumente vor sich liegen oder Dateien erstellt, und wenn etwas fehlt, liefern sie es schnell nach. Sie sind wie Pistolen, seit Ewigkeiten geladen.

Es gibt Pfarrer, die das Bistum im Amt ließ, obwohl es informiert worden war, dass sie eine Gefahr darstellen. In einem Fall meldete sich das erste Opfer im Jahr 1989 beim Bistum Trier, aber erst 21 Jahre nachdem man dort von den Vorwürfen gegen den Pfarrer erfahren hatte, versetzte man ihn in den Ruhestand. Das Bistum sagt auf Anfrage, dass für die heute Verantwortlichen nicht mehr nachvollziehbar sei, warum der Pfarrer trotz des Eingeständnisses eines sexuellen Übergriffs damals nicht in den Ruhestand versetzt wurde. Dieses Vorgehen sei aus heutiger Sicht scharf zu verurteilen. Es gebe inzwischen ein dauerhaftes Verbot der öffentlichen Ausübung des priesterlichen Diensts. Auf eine Nachfrage, warum er nicht später in der Amtszeit von Marx in den Ruhestand versetzt wurde, ob das erste Opfer etwa »vergessen« wurde, antwortet das Bistum Trier nicht, und Marx' Sprecher schreibt, dass dieser zu diesem »möglichen Fall« nichts sagen könne. Inzwischen weiß das Bistum Trier von sechs weiteren Betroffenen.

Einige Täter wurden in der Krankenhaus- oder Altenseelsorge eingesetzt, wo sie Letzte Ölungen vornahmen und Messen hielten.

Ein Priester im Ruhestand, der zugegeben hat, einem 15-Jährigen Geld für Sex angebo-

ten zu haben, darf wieder Gottesdienste halten. Das Bistum Trier schreibt an den SPIEGEL, es konnte »kein strafrechtlich relevantes Vergehen im Sinne der Leitlinien der Deutschen Bischofskonferenz für den Umgang mit sexuellem Missbrauch Minderjähriger nachgewiesen werden«.

Ein Priester wurde nach seiner Verurteilung in Saarbrücken wegen dutzenden Missbrauchs von acht Opfern 1994 in die Ukraine versetzt. Man holte ihn 1998 zurück ins Bistum. Offiziell ging er 1999 in Ruhestand, aber Ackermann beließ ihn als Hausgeistlichen eines Krankenhauses und eines Altenheims bis 2012. Das Bistum schreibt, dass die damals Verantwortlichen diesen Einsatz fern von Kindern und Jugendlichen für vertretbar gehalten hätten, es allerdings versäumt worden sei, die für ihn zuständigen Stellen angemessen über seine Vorgeschichte zu informieren. Auf eine Rückfrage, ob in einem Krankenhaus ein Einsatz fern von Kindern tatsächlich gewährleistet sei, antwortet das Bistum nicht. 2012 zeigte sich der Priester selbst an: Er habe in seiner Zeit in der Ukraine zwei weitere Jungen missbraucht.

Einem Pfarrer, der mit jugendlichen Messdienern in Urlaub fuhr, wurde dies vom Bistum 2014 untersagt. Dennoch wurde er 2016 öffentlich verteidigt: Diese Praxis sei »als Teil der Jugendarbeit in hohem Ansehen«, es habe »keine Beschwerden oder Missbrauchsvorfälle gegeben«. Das ist erstaunlich, es ist derselbe Pfarrer, den Timo Ranzenberger zehn Jahre zuvor angezeigt hatte.

Der damalige Generalvikar Georg Bätzing schrieb diesem Priester bereits ein Jahr zuvor, 2015, dass er unter anderem aufgrund von Vorwürfen der Grenzverletzung gegenüber Kindern beurlaubt werde: »Sehr geehrter Herr Pfarrer..., ich bedauere es sehr, dass der Konflikt nunmehr eine solche Eskalation gefunden hat. Mir ist auch bewusst, dass dieser Konflikt insgesamt nicht allein von Ihnen zu verantworten ist.« Bätzing schreibt, er erbitte Gottes Segen für seinen weiteren priesterlichen Dienst.

Ein Priester, über den Zeugen ausgesagt haben sollen, er habe Kinder gebeten, die Hosen runterzulassen, wurde zu einer Geldstrafe verurteilt, warum genau, teilt das Bistum nicht mit. Später arbeitete er ohne Auflagen, ein forensisches Gutachten, dem er sich freiwillig unterzogen hatte, habe ergeben, dass es sicher sei, ihn einzusetzen, der Fall sei »strafrechtlich geahndet und therapeutisch aufgearbeitet«, sagte das Bistum Anfang 2019. Kaum ein Jahr später fiel erneut eine mangelnde Distanz zu Kindern auf. Man fand im Herbst 2020 ein Pinterest-Profil, dort sammelte er unter anderem Fotos von Jungen, die sich nur mit kurzen Lederhosen bekleidet vornüber beugen oder auf Betten reckeln. Er habe sich danach in eine Auszeit und in Therapie begeben, sagt das Bistum.

All diese Vorkommnisse fielen in die Amtszeiten von Marx oder Ackermann, der Fall Ranzenberger bringt einen dritten Bischof ins

Spiel: Der damalige Generalvikar Bätzing ist inzwischen Bischof von Limburg und Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, dem höchsten Gremium in der katholischen Kirche in Deutschland.

Die Bischöfe sagen oft, ihre Fehler seien ohne Absicht geschehen, es seien Pannen. Die Spuren, die man im Bistum findet, legen anderes nahe. Sie wirken zwar manchmal klein und flüchtig, wie die Brotkrumenstraße aus dem Märchen. Aber sie führen direkt zur Trierer Bischofsresidenz.

Vier Autostunden von Trier entfernt, in Münster, leitet Thomas Schüller das Institut für Kanonisches Recht. Es liegt direkt am Domplatz von Münster.

Schüller ist einer der renommiertesten Kirchenrechtsexperten Deutschlands. Er spricht an diesem Tag von »struktureller Sünde« und einem »Verrat am Evangelium«. Er skizziert ein System, in dem die Bischöfe vor allem eines schützen wollen: ihr eigenes Amt. Deshalb hielten sie zusammen, denn ihre Angst sei: Wenn einer gehen müsse, reiße er den nächsten mit. »Wenn Marx fällt, fallen wahrscheinlich Ackermann und auch Bätzing.« Es ist die Angst vor einem Dominoeffekt.

Schüller sagt: »Das Bistum Trier ist eines der schlimmsten Beispiele mangelhafter Aufarbeitung, dort sind schwerwiegende Fehler passiert. Wenn die Untersuchungen abgeschlossen sind, wird es schwer sein für die betroffenen Bischöfe, sich zu halten.«

Wenn man ihn fragt, warum Marx seinen Rücktritt angeboten habe, wenn es ihm doch um Machterhalt gehe, sagt Schüller: »Er weiß, dass er am Ende ohnehin gehen muss.« Als damals verantwortlicher Bischof habe Marx sich im Fall Ranzenberger eines Dienstpflichtvergehens schuldig gemacht, er habe es 2006 unterlassen, die Vorwürfe aufzuklären. Dann hätte man auch weitere Opfer verhindern können. Im Fall Weißenfels spricht er von

einem »moralisch verwerflichen Verhalten«. Man habe die beiden Priester behandelt, als wären ihre Taten ein Kavaliersdelikt. Frau Weißenfels hingegen habe man im Regen stehen lassen.

Schüller zeichnet ein düsteres Bild seiner Kirche mit nur einigen wenigen positiven Ausnahmen. Von der Aufarbeitung in Trier erwartet er sich wenig. Er fordert eine völlig unabhängige staatliche Aufarbeitungskommission wie in Frankreich oder Australien mit den Rechten einer Staatsanwaltschaft.

Ein Priester, der mit seiner Kirche gebrochen hat, sagt zum Thema Aufklärung: »Man bittet doch auch nicht die Mafia, ihre eigenen Verbrechen zu untersuchen.«

Es gibt nur wenige Whistleblower innerhalb der Kirche. Eine ehemalige Pfarrsekretärin berichtet am Telefon, das Vertuschen sei schrecklich. Sie fleht: »Bitte nennen Sie nicht meinen Namen.« Eine Person aus dem kirchlichen Umfeld fragt: »Wenn die mir an den Kragen wollen, helfen Sie mir dann?«

Ein Pfarrer, der einen Missbrauchstäter angezeigt hat, fand einen Müllsack mit Tierkadavern vor seiner Haustür, und im Weihwasser seiner Kirche lagen tote Fledermäuse.

Im Herbst wird eine der Autorinnen dieses Textes nachts angerufen, eine Roboterstimme meldet sich. Die Stimme sagt: »Die Jugendlichen und ihre psychischen Schäden wären dir vollkommen egal. Du würdest dich auf ihre Kosten wichtig und bereichern. Sie könnten dir inzwischen viele Übergriffe in der Recherche und viele fachliche Fehler in der journalistischen Arbeit nachweisen. Dies ist eine Anregung.«

Um zu verhindern, dass nach den Schulbekenntnissen wirklich aufgeklärt wird, scheint die Kirche nach der 3Z-Regel zu arbeiten: Zugang, Zuständigkeit und das Spielen auf Zeit.

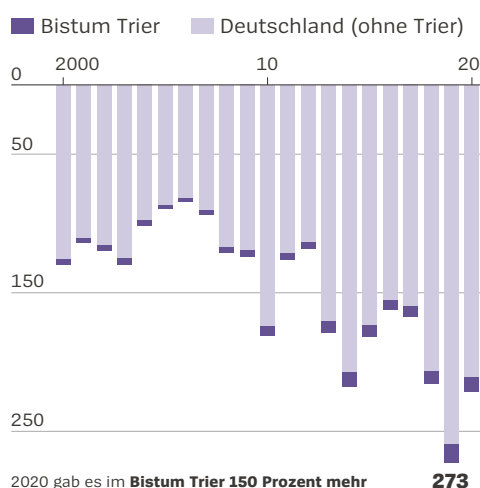
Das Problem des Zugangs lässt sich an der MHG-Studie erkennen: Die Kirche hat ihre eigenen Archive. Die Macher der Studie hatten keinen Zugriff darauf. Stattdessen wurden die Personalakten der betroffenen Kleriker von Kirchenmitarbeitern nach Hinweisen auf Missbrauch durchgesehen, ihre Funde gaben sie an die Verfasser weiter.

Zuständigkeit hat damit zu tun, dass die Kirche sich zwar an weltliches Recht halten muss, aber auch eigene Gesetze hat, die bestimmen, wie sie mit Taten von Geistlichen umgeht. Sie sind gesammelt im Codex Iuris Canonici, einem in lateinisch-deutscher Fassung viele Hundert Seiten dicken Buch. Es wurde immer wieder aktualisiert und fußt unter anderem auf den Zehn Geboten. Verstöße gegen den Codex werden in kirchenrechtlichen Verfahren von der Kirche selbst überprüft. Sie ist dort nicht nur Chefermittler, sondern auch ihr eigener Richter.

Alle Formen sexuellen Missbrauchs werden im Kirchenrecht als Verstoß gegen das

Keine Vergebung

Austritte aus der katholischen Kirche pro Jahr, in Tausend



2020 gab es im Bistum Trier 150 Prozent mehr Kirchaustritte von Katholiken als im Jahr 2000. Bei den übrigen Bistümern beträgt der Anstieg 68 Prozent.

Quelle: Deutsche Bischofskonferenz

sechste Gebot gewertet – »Du sollst nicht ehebrechen«. Sexualstraftaten durch Geistliche galten bislang lediglich als Verstoß gegen den Zölibat. In diesem Sommer hat der Papst neue Strafbestimmungen erlassen, die jetzt in Kraft treten, eine Verschärfung des Kirchenrechts. Die Bestimmungen werten sexuellen Missbrauch von Minderjährigen erstmals als »Straftat gegen Leben, Würde und Freiheit des Menschen«. Sollte vom Kirchengerecht eine Schuld festgestellt werden, konnten die Bischöfe bislang darüber bestimmen, ob sie den Geistlichen ihres Bistums tatsächlich bestrafen oder nicht. Jetzt müssen sie es.

Doch am Ende entscheidet trotz allem noch immer der Papst. Im März 2021 machte das Erzbistum Köln Schlagzeilen. Dort waren Gutachten zum sexuellen Missbrauch in Auftrag gegeben worden. Die Veröffentlichung eines ersten Gutachtens war von Kardinal Rainer Maria Woelki verhindert worden. In einem zweiten wurden dann mehrere Pflichtverletzungen festgestellt, darunter 24 bei dem verstorbenen Erzbischof Joachim Meisner. Er hatte Unterlagen über Missbrauchstäter in einem geheimen Ordner aufbewahrt. Der Titel: »Brüder im Nebel«.

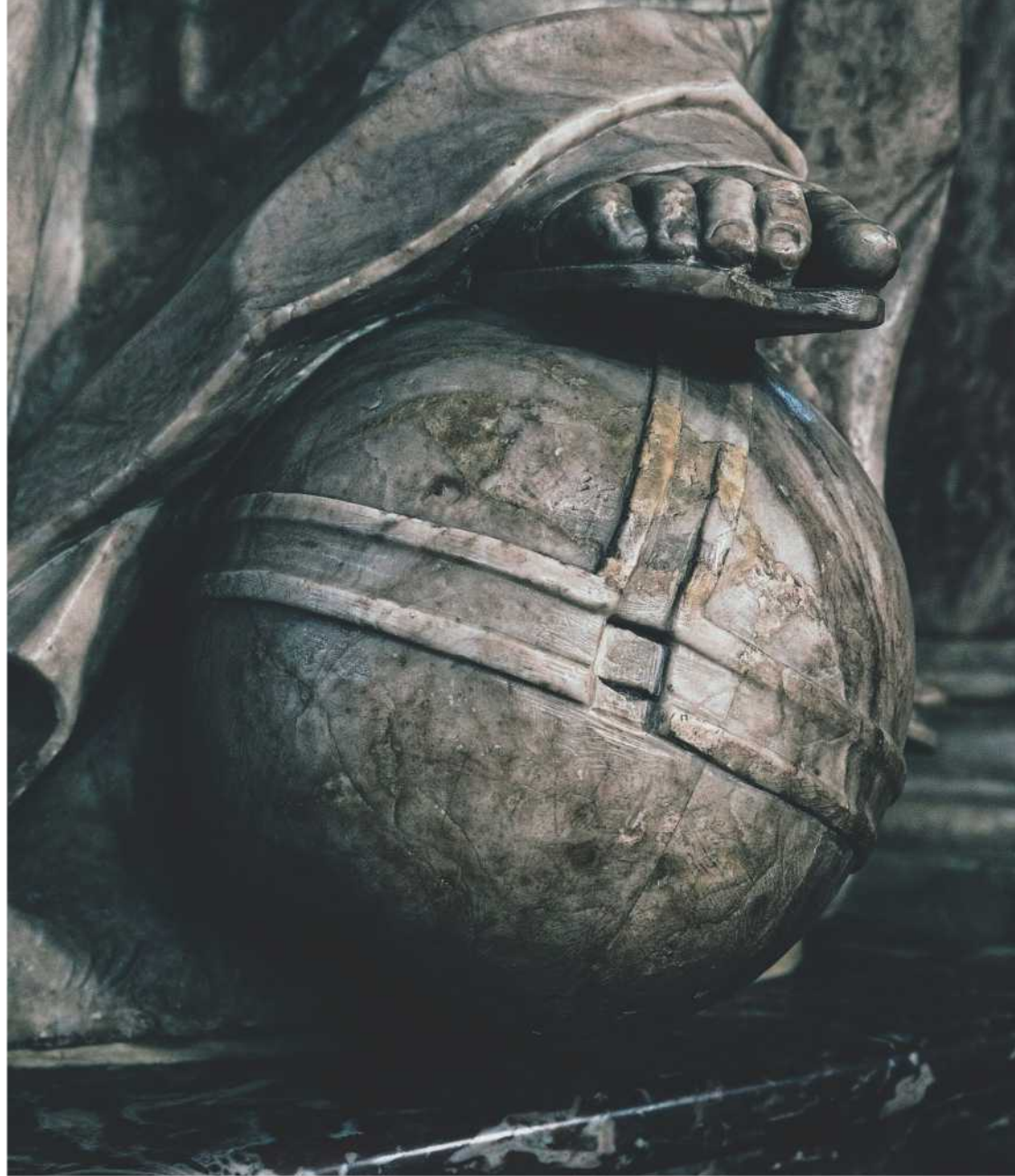
Elf Pflichtverletzungen ließen sich bei dem ehemaligen Personalchef Stefan Heße nachweisen. Das Gutachten wurde nach Rom weitergeleitet, Heße, heute Erzbischof von Hamburg, bot seinen Rücktritt an. Im September 2021 verkündete Papst Franziskus seine Entscheidung. Er nahm das Rücktrittsgesuch von Heße nicht an, wie schon im Frühsommer bei Marx.

Die Zeit, das dritte Z, ist das mächtigste Instrument der Kirche.

Kirchengerichte brauchen oft Jahre bis zum Urteil. Seit Anfang 2018 läuft ein kirchenrechtliches Strafverfahren gegen den Pfarrer, der unter anderem Timo Ranzener missbraucht haben soll. Fast vier Jahre später heißt es, man befinde sich noch immer in der Beweisaufnahme.

Nach einer Voruntersuchung wird in Rom weiter beraten und entschieden. Ein Missbrauchsverfahren liegt dort seit 2012. Man habe zuletzt im November 2019 davon gehört, teilt das Bistum Trier auf Anfrage mit. Bis heute gebe es keine Entscheidung.

Bereits 2018 verpflichteten sich die Bischöfe zu einer Aufarbeitung, die die Schuld der Kirche untersuchen soll. Im April 2020 verständigte sich die Kirche zusammen mit dem Unabhängigen Beauftragten der Bundesregierung für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs auf verbindliche



Kriterien und Standards. In den Bistümern sollen Unabhängige Aufarbeitungskommissionen gegründet werden. Organisiert wird die Gründung der Kommissionen von der Kirche, in Deutschland sichert das Grundgesetz den Religionsgemeinschaften zu, dass sie ihre Angelegenheiten selbst regeln dürfen. Bis Anfang November haben Kommissionen in gerade mal der Hälfte der 27 Bistümer ihre Arbeit aufgenommen. Im Juni 2021 begann die Kommission in Trier mit ihrer Arbeit. Sie soll jährliche Zwischenberichte vorlegen, hat aber insgesamt sechs Jahre Zeit.

Unterdessen sterben die Täter.

Karin Weißenfels hatte im Mai bei einem der ersten Treffen gesagt, sie wünsche sich, dass die Aufarbeitungskommission den Priester, der sie jahrelang sexuell belästigt und zur Abtreibung gedrängt haben soll, befragt, damit er dies bestätigen kann. Er ist

»Man bittet doch auch nicht die Mafia, ihre eigenen Verbrechen zu untersuchen.«

über 80 Jahre alt. Als der SPIEGEL den Pfarrer im August kontaktiert und ihn auffordert, sich zu dem Vorwurf zu äußern, sagt er am Telefon, dass er sich das vorstellen könne. Allerdings müsse er zuerst das Bistum um Erlaubnis bitten.

Wenig später schickt der Pfarrer einen Brief: Er sei mit dem Generalvikar Ulrich Graf von Plettenberg übereingekommen, dass er nicht sprechen könne, bevor die Arbeit der Kommission abgeschlossen sei.

Bald darauf stirbt er.

Man ist bei den Tätern im Bistum Trier nicht so willkommen wie bei den Opfern. Man kann aber unangemeldet hinfahren und klingeln. Es öffnen Männer, manche jünger, viele schon im Rentenalter, die sich meist sofort wieder umdrehen und die Tür zuschlagen.

Nur wenige der Priester haben bislang öffentlich gesprochen. Man kann



manchmal in Gerichtsurteilen lesen, wie sie auf sich selbst blicken. Über einen Täter heißt es etwa: »Von Jugend auf war er, wie er es jedenfalls subjektiv empfand, mit einem starken Sexualtrieb ausgestattet und leicht erregbar. Im Hinblick auf seinen Berufswunsch (katholischer Pfarrer) und dem mit diesem Beruf verbundenen Zölibat ging er seinerzeit jedoch davon aus, die mit einer sexuell enthaltenen Lebensweise verbundenen Belastungen ertragen zu können.«

Eines der Opfer konfrontierte seinen Täter nach Jahren: »Warum hast du uns das angetan?« Der Mann habe geantwortet: »Ihr wart so süß.«

In einem Ort, der nicht genannt werden kann, isst ein Mann zu Mittag mit seinen Geschwistern. Er ist bereit, ein paar Schritte zu gehen und sich in das Häuschen einer Bushaltestelle zu setzen, er hat Knieprobleme.

Der Mann ist hager, hat schütteres Haar, er trägt eine Hornbrille und eine Cordhose.

Er ist einer der wenigen tatverdächtigen Priester, die strafrechtlich verurteilt wurden. 1995 wurde er wegen des sexuellen Missbrauchs von Kindern in 41 Fällen vom Landgericht Trier verurteilt. Er hatte sich unter anderem mit erigiertem Penis in der Sakristei hinter Messdienerinnen gestellt, sie an sich gedrückt.

Inzwischen ist der Mann im Ruhestand. Er macht Pausen zwischen den Antworten, und oft wirkt er, als würde er gleich aufspringen und davonrennen wollen. Er schildert eine Haltung in der Kirche zu den Tätern, die

»Wie werfe ich mich so vor einen Traktor, dass ich sicher tot bin?«

man mit unerschütterlichem Zusammenhalt beschreiben kann. In seinem Weihejahrgang, unter seinen Kollegen, wüssten alle Bescheid, es werde toleriert, wenn man sich viele Jahre persönlich.

Nach einer Therapie wurde er in Altenheimen und Krankenhäusern eingesetzt, danach hielt er in einer Pfarrei wieder Messen, bis 2012. Auf die Frage, ob er noch mal zum Täter wurde, sagt er Nein. Aber er sagt, Vorsicht sei immer geboten. Es sei eine Sucht, wie beim Alkohol. Oder, wie wenn man mal ein Eis esse, obwohl man doch wisse, man habe Zucker.

Maare sind Trichter, entstanden durch heftige Explosionen unter der Erde. Manche füllten sich mit Wasser und werden heute als Badeseen genutzt. Sie reichen bis tief ins Gestein.

Martina Oehms ist 60 Jahre alt, Biologin und zuständig für die Seenüberwachung in Rheinland-Pfalz, sie sitzt zwischen Pflanzen in der Küche ihrer Wohnung in Mainz. Neben dem Tisch, in die Ritze zwischen Holzrahmen und Pinnwand geklemmt: ein Bild. Ein Kommunionkind mit einem Kranz aus weißen Rosen auf dem Haar. Sie sagt, sie erkenne sich selbst nicht darauf, sie hat es dort aufgehängt, damit ihr wieder einfällt, wer dieses Mädchen war.

Das Dorf, aus dem sie stammt, liegt in der Eifel, nicht weit entfernt von den Maaren, mit denen sich Martina Oehms heute beschäftigt. Ein paar Hundert Einwohner, links und rechts Felder. Sonntags ging sie als Kind im Nachbarort in die Frühmesse, mittags ins Hochamt und abends zur Abendandacht. Der Priester der Pfarrei war auch ihr Religionslehrer.

Es begann in der ersten Klasse, 1967, Martina Oehms war sechs Jahre alt. Was passierte, schildert sie so:

»Wenn es zur Pause geschellt hatte, stellte er sich an die Tür, aus der wir rausmussten, und griff sich wahllos eines der Kinder. Zum Beispiel mich. Er setzte sich und klemmte mich wie in einen Schraubstock zwischen seinen Beinen ein und fasste mich überall an. Es hörte auf, wenn die anderen Kinder zurückkamen. Ich erinnere mich noch genau an das Entsetzen in der Klasse vor der Pause, die Ohnmacht. Und die Angst, dass man dran sein könnte, zeitgleich die Scham, dass man hoffte, dass es einen anderen trifft. Ich glaube, er hat sich an unserer Angst geweidet.«

In dieser Zeit, sagt Oehms, habe sie oft überlegt: Wie werfe ich mich so vor einen Traktor, dass ich sicher tot bin?

Eine Lehrerin soll den Priester Ende der Sechzigerjahre an das Bistum Trier gemeldet haben. Später erfuhr Martina Oehms, dass man den Priester nach einer Weile einfach in eine andere Gemeinde versetzt haben soll.

Das Bistum Trier schreibt an den SPIEGEL: »Aus heutiger Sicht ist der damalige Umgang mit den Vorwürfen ohne Zweifel unangemessen und falsch.« Umso wichtiger sei aus Sicht des Bistums die unabhängige Aufarbeitung. Man habe bereits zwei Opfer entschädigt und mögliche weitere Opfer ermutigt, sich zu melden.

Was Martina Oehms später auch erfuhr: dass manche im Dorf offenbar Bescheid gewusst und nichts unternommen hatten, auch ihre eigenen Eltern. Sie sagt: »Damals war der Priester wie Gott selbst, und als Kind war man nur ein Ding.« Und: »Ein ganzes Dorf. Alle, fast alle, schweigen.«

Viele Opfer berichten, dass die Täter mächtige Unterstützer hatten: Oft sind es die Gläubigen selbst, für die die Priester den Zugang zum Himmel bedeuten.

Ein Opfer erzählt, es habe noch als Teenager seinen Eltern von den Übergriffen berichtet. Sie hätten nichts unternommen. Ein Mann sagt, er habe seinen Peiniger bei der Polizei angezeigt, der Täter wurde später verurteilt. Im Dorf hieß es allerdings, das Opfer sei ein Lügner und Wichtiger, ein »schwuler Hund«. Es wurde so schlimm, dass die Familie umziehen musste.

Nicht nur Gläubige halfen der Kirche, die Übergriffe der Priester zu verbergen. Sie konnte sich lange auch darauf verlassen, dass es den Opfern schwerfällt, über ihre Erfahrungen zu sprechen.

Einem wurden die Taten Jahrzehnte später nach einer Hypnose zur Raucherentwöhnung wieder präsent.

Ein Opfer sagte am Telefon: »Bitte rufen Sie nicht mehr an. Meine Frau weiß nichts, meine Kinder auch nicht.« Sprechen könne er über das, was geschehen sei, ohnehin nicht, sonst gehe er jetzt auf der Stelle zu Boden.

Manche schwiegen aus Scham oder weil ihnen der Priester drohte. Andere verdrängten oder befürchteten eine Retraumatisierung. Oft sind die Vorwürfe verjährt, wenn die Opfer sich melden.

Der Missbrauch in der katholischen Kirche ist, wenn man so will, das perfekte Verbrechen. Auf der einen Seite steht die Kirche mit ihrer Wortgewalt, ihren Sonderrechten und

ihrer Übung, sich zu präsentieren und zu äußern. Auf der anderen Seite stehen die Opfer, die oft Kinder waren.

Die Suche nach der Wahrheit ist schwer. Zeugen, die sagen, sie hätten brisante Informationen, leugnen dies später und raten zum Abbruch der Recherche. Opfer, die noch darauf warten, ob ihnen die Kirche Geld zusprechen wird, reden lieber nicht. Einem Zeugen schreiben wir immer wieder, stecken Zettel in seinen Briefkasten. Schließlich spricht er, nachdem wir Stunden vor seinem Haus auf ihn gewartet haben.

Doch am schwierigsten ist der Kontakt zur Kirche selbst. Auf Anfragen erhält man oft Hinweise auf die datenschutzrechtlichen Vorschriften und Persönlichkeitsrechte.

Bei einem Priester, der Gerüchten nach vor ein paar Jahren eine Kamera im Bad des Pfarrhauses installiert haben soll, um einen Praktikanten zu filmen, heißt es vonseiten des Bistums, hier würden nicht die Missbrauchsleitlinien greifen, sondern das Disziplinarrecht. Daher sei man nicht verpflichtet, Auskunft zu geben.

Die Aufarbeitungskommission weigert sich im November bekannt zu geben, wie der Stand ist. Nicht einmal die Zahl ihrer bisherigen Treffen will sie nennen.

Am verschwiegensten ist ein Kloster in Hessen. Dort wurden Missbrauchstäter des Bistums Trier therapiert. Wenn man das Kloster per Mail kontaktieren möchte, findet man nur die Adresse der Datenschutzbeauftragten des Ordens. Sie könne nichts sagen, antwortet sie. Ob sie einen anderen Ansprechpartner nennen könne? Leider nein: Datenschutz-

gründe. Sie hilft schließlich doch. Irgendwann schreibt eine Ordensschwester, sie will aber keine genauen Angaben machen, wegen der »professionellen Schweigepflicht«.

Das Bistum Trier teilt mit, man müsse bezüglich jeder Frage eine Abwägungsentscheidung treffen zwischen dem öffentlichen Informationsinteresse einerseits und dem obliegenden Schutz der Rechte der Betroffenen andererseits. Man sei seit mehr als einem Jahrzehnt mit der Be- und Aufarbeitung von Fällen sexualisierter Gewalt befasst. Sei Aufarbeitung zunächst auf Einzelfälle bezogen gewesen, richte sich der Fokus seit 2018 auch auf die institutionelle Aufarbeitung. Es sei ein Anliegen, auch ein mögliches Fehlverhalten von Verantwortlichen zu beleuchten.

Doch die Reise durch das Bistum des Missbrauchsbeauftragten der katholischen Kirche offenbart eine Institution, die kein echtes Interesse an Aufklärung zu haben scheint, und wenn, dann nur zu ihren Bedingungen. Manchmal fühlt es sich an, als säße man vor einem großen Gemälde, im Dunkeln, und die Kirche bediene den Lichtschalter. Ab und an macht sie für eine Sekunde das Licht an. Dann schnell wieder aus.

Eine der Autorinnen dieses Textes lebt im Bistum Trier, eine andere wurde dort geboren und getauft, dann: Heilige Kommunion, Messdienerin, Firmung. Beide haben selbst nie schlechte Erfahrungen mit der katholischen Kirche gemacht, während der Recherche fragten sie sich manchmal: Darf man so über die Kirche schreiben, wenn man schon tausendmal gebetet hat, dass man an sie glaubt? Darf man mutmaßliche Tatort-Kirchen abbilden, in denen auch Hochzeiten und Taufen stattfanden? Macht man damit auch die vielen schlecht, die nichts getan haben?

Aber den Generalverdacht schafft die Kirche selbst. Sie schweigt schon lange auf Kosten der Opfer, aber auch auf Kosten ihrer Angestellten. Wenn die Täter gedeckt werden, sind alle verdächtig.

Wo steckt Gott eigentlich bei all dem?

Manchmal scheint es, als würden sie ihn zu ihrem Komplizen machen. Er ist streng, wenn es passt, und er verzeiht, wenn das besser passt.

Da ist die Frau, die erzählt, dass sie in der Schule bei geringsten Vergehen von den Nonnen geschlagen wurde. Da ist die Frau, die erlebt hat, dass die Nachbarin in Schwarz heiraten musste – weil sie bei der kirchlichen Trauung schwanger war und das Dorf die Schande sehen sollte.

Ein Chefarzt eines katholischen Krankenhauses musste gegen seine Kündigung durch die Kirche nach seiner Scheidung und erneuten Heirat klagen, die Kirche hatte dies als schwerwiegenden Loyalitätsverstoß gewertet. 1000 kleine Grausamkeiten.

Umgekehrt setzt die Kirche auf Vergebung, sobald es um die Versäumnisse ihrer Priester geht. 2010 sagte Erzbischof Meisner über einen geständigen Priester: »Ich kann ihn doch nicht in den Rhein werfen.« Barmher-



Martina Oehms

Der Pfarrer habe sie und andere Kinder zwischen seinen Beinen wie in einen Schraubstock eingeklemmt und überall angefasst. Sie war sechs Jahre alt. Was sie später erfuhr: dass manche im Dorf offenbar Bescheid gewusst und nichts unternommen hatten.

zigkeit müsse für alle gelten. Karin Weiffenfels erhielt einmal einen Brief des Generalvikars Holkenbrink, in dem er schreibt, er sei der Überzeugung, dass »Probleme moralischer Art nicht durch rechtliche Maßnahmen gelöst werden können«. Marx schrieb ihr: »Ich hoffe sehr, dass Sie wissen, wie sehr ich Verständnis habe für das, was Sie empfinden. Ich bitte Sie aber auch herzlich darum, nach vorn zu schauen, soweit Ihnen das möglich ist.«

Ein Mann der Kirche sagt, die Täter seien doch auch nur Kinder Gottes. Und das letzte Wort über sie habe der Herr.

E ist Winter geworden. Bischof Ackermann und Kardinal Marx haben Gesprächsanfragen für diese Recherche abgelehnt.

Kardinal Marx lässt zum Fall Karin Weiffenfels mitteilen, im Rückblick werde ihm deutlich, um welch eine vielschichtige Problematik es sich gehandelt habe und handelt. Und: »Mittlerweile sind wir für diese Fragen sensibilisierter.« Es tue ihm sehr leid zu erfahren, dass Frau W. bis heute belastet ist. Bischof Ackermann sagt, es gebe kaum einen anderen Fall, bei dem er so sehr an die Grenzen des Rechts, der beteiligten Personen und seiner Möglichkeiten gestoßen sei.

Zu dem Fall Weiffenfels hat sich auch der heutige Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Bätzing geäußert. In einer Pressekonferenz im Februar 2021 sagte er, der Fall Karin Weiffenfels sei von Ackermann zur Chefsache gemacht worden. Weiffenfels sagt, sie habe von Bischof Ackermann zuletzt vor fünf Jahren gehört. Weiffenfels, die abends zu den Gesängen der Mönche von Taizé einschläft, sagt, sie habe Angst, dass man ihr in der Öffentlichkeit nicht glauben könnte. Ihr Fall erinnert an #MeToo-Schilderungen, nur dass man im kirchlichen Kontext noch nicht so oft von Fällen wie ihrem gehört hat. Sie schickt Zahlen, per Mail: Der US-amerikanische Pastoralpsychologe Richard Sipe schätzte einst, die Zahl der sexuellen Übergriffe von Priestern in der katholischen Kirche auf Frauen sei viermal höher als die auf Kinder.

Weiffenfels' Anwalt sagt, Marx und Ackermann hätten massiv gegen ihre Fürsorgepflicht als Arbeitgeber verstoßen. Sie hätten Weiffenfels behandelt wie eine Aussätzige. Er selbst sei aufgrund dieses Falls aus der Kirche ausgetreten. Das Bistum gibt auf Nachfrage an, man sei der Fürsorgepflicht des Arbeitgebers vollumfänglich und in Teilen sogar darüber hinaus nachgekommen. Sie teilen auch mit, die Haltung des Bistums sei geprägt davon, den Betroffenen zuzuhören und ihnen, wenn möglich, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und ihnen bei der Aufarbeitung zu helfen. Offensichtlich gelinge das nicht immer.

Vor vielen Jahren, sagt Weiffenfels, habe ihr in einer stationären Therapie ein Arzt gesagt, sie solle Heilung nicht in der Kirche suchen, sie werde sie dort nicht finden. Damals

hat sie so sehr an ihrer Institution gehangen, dass sie die Behandlung aufgrund dieser Aussage abbrach. Im Gespräch mit Karin Weiffenfels und anderen Betroffenen merkt man, dass es ein viertes Z gibt, eines, das die Opfer vermissen: Zuwendung.

Man kann Zuwendung in vielen Einheiten bemessen, zum Beispiel in Mitgefühl. Am leichtesten geht es in der Einheit Geld. Die Kirchensteuerträge des Bistums Trier lagen 2019 bei 338 Millionen Euro. Das Bistum erhält von den Bundesländern Rheinland-Pfalz und Saarland außerdem jährlich mehr als 17 Millionen Euro Staatsleistungen. Diese Zahlungen sind in fast allen Bundesländern üblich, sie sind im Grundgesetz verankert und werden aus Steuern finanziert.

795 500 Euro hat das Bistum Trier seit 2010 nach eigenen Angaben an Missbrauchsoffer gezahlt, im Schnitt 5764 Euro pro Opfer, bei denen eine Zahlung bewilligt wurde.

Manche Opfer erhalten monatlich einen kleinen Betrag. Allerdings nicht von der Kirche. Diese Renten nach dem Opferentschädigungsgesetz zahlt der Staat.

Karin Weiffenfels ist seit langer Zeit de facto freigestellt vom Dienst. Sie hat während dieser Recherche monatelang mit dem Bistum Trier verhandelt. Es sei für sie wichtig, von der Abhängigkeit befreit zu sein, sie möchte ihr Gehalt bis zur Rente ausbezahlt bekommen, außerdem möchte sie eine, wie sie sagt, symbolische Summe für materielle und immaterielle Schäden. Lange sah es so aus, als würde das Bistum das möglich machen, ein Vertragsentwurf war fertig. Im November schließlich wurde er vom Diözesanverwaltungsrat abgelehnt.

Der Generalvikar schreibt ihr, es tue ihm leid und, wie zum Trost: »Weiterhin liegt Ihr Fall der Unabhängigen Aufarbeitungskommission vor. Wer weiß, was dabei im Ergebnis herauskommt...«

Am Rande der Fußgängerzone kommen Ende November in einem kleinen Raum zwölf Menschen im Namen der Aufarbeitung zusammen. Sie sind Mitglieder des Vereins der Missbrauchsoffer und Betroffenen im Bistum Trier, kurz »MissBiT«.

Ihre Macht wächst langsam. Es kommt inzwischen wohl zu weniger Fällen, das Wissen um die Taten hat sich herumgesprochen, weniger Eltern vertrauen Priestern ihre Kinder an. Allein im Bistum Trier treten pro Jahr

etwa 10 000 Menschen aus. Die Opfer vernetzen sich über Social Media, bündeln Informationen, entwickeln Strategien, wie sie Bischöfen das Handwerk legen können. Es bleibt dennoch ein ungleiches Spiel.

Erster Tagesordnungspunkt heute: »Wie geht es dir?«

Mehr als 120 Menschen hat das Team inzwischen gesprochen. Man hat alles schon gehört. Dachte man. Dann sagt ein älterer Herr, er liege nachts wach und denke an den Bußgürtel, den der Täter trug, ein Werkzeug zur Selbstgeißelung, dessen Dornen ins Fleisch stechen, verwendet von manchen Mitgliedern des Opus Dei.

Im November schreibt die Sprecherin des Bistums auf Anfrage: »Unsere Statistik ermöglicht uns aktuell, Ihnen zum einen die Zahlen zu geben, die in die sogenannte MHG-Studie eingeflossen sind: Kontrolliert wurden 4680 Akten. Es gab 148 Hinweise auf Beschuldigte (= 3 Prozent).« 442 Betroffene seien in einem Zeitraum ab 1918 ermittelt worden. Zum anderen hätten sich seit 2010 weitere 208 Betroffene gemeldet, beschuldigt würden 73 verstorbene Kleriker und 36 noch lebende. Es gebe allerdings eine Schnittmenge zu den Zahlen der MHG-Studie, man könne die Zahlen nicht einfach addieren.

Drei Prozent also.

An einem Ort, den man nicht nennen darf, stört man eine Person, über die man nichts sagen darf, beim Schauen eines Tierfilms und Essen eines Käsebrots, ein Pfirsichkern nässt auf die Fernsehzeitschrift. »Was wollen Sie?«, fragt die Person und sagt, dass man nicht schreiben dürfe, dass man mit ihr gesprochen hat.

Das Bistum wird später auf Anfrage anmerken, dass man nicht ausschließen könne, dass das, was die Person schildert, in früheren Zeiten Praxis war. Für die Amtszeit der Bischöfe Marx und Ackermann könne man dies aber verneinen.

Die Person war jahrelang ein ranghohes Mitglied des Bistums, auch unter Marx und unter Ackermann. Wenn man der Person vorhält, dass sich das Bistum Trier mit der Aufklärung von Missbrauchsfällen auffällig lange Zeit gelassen habe, lacht die Person und sagt: »Vertuscht haben wir.« Vertuschen sei nichts Schlechtes, sagt die Person, vertuschen sei auch gesund, es müsse nicht immer alles rauskommen.

Wie man das Vertuschen nachweisen könne?

Die Person sagt, man sei sehr gründlich vorgegangen. Wenn ein Priester gestorben sei, habe man sich die Akte angesehen und das Schlimmste rausgenommen – bevor sie ins Archiv gewandert sei.

Die Person im Wohnzimmer lacht ein bisschen über die eigene Teufelskerlhaftigkeit. Dann hält sie inne und fragt: »Aber das sagen Sie keinem, oder?«

Katja Bernardy, Annette Großbongardt, Max Polonyi, Britta Stuff

Totalversagen

»Wie bewerten Sie die **Aufarbeitung der sexuellen Missbrauchsfälle** durch die katholische Kirche?«, Angaben in Prozent

eher/sehr positiv

15

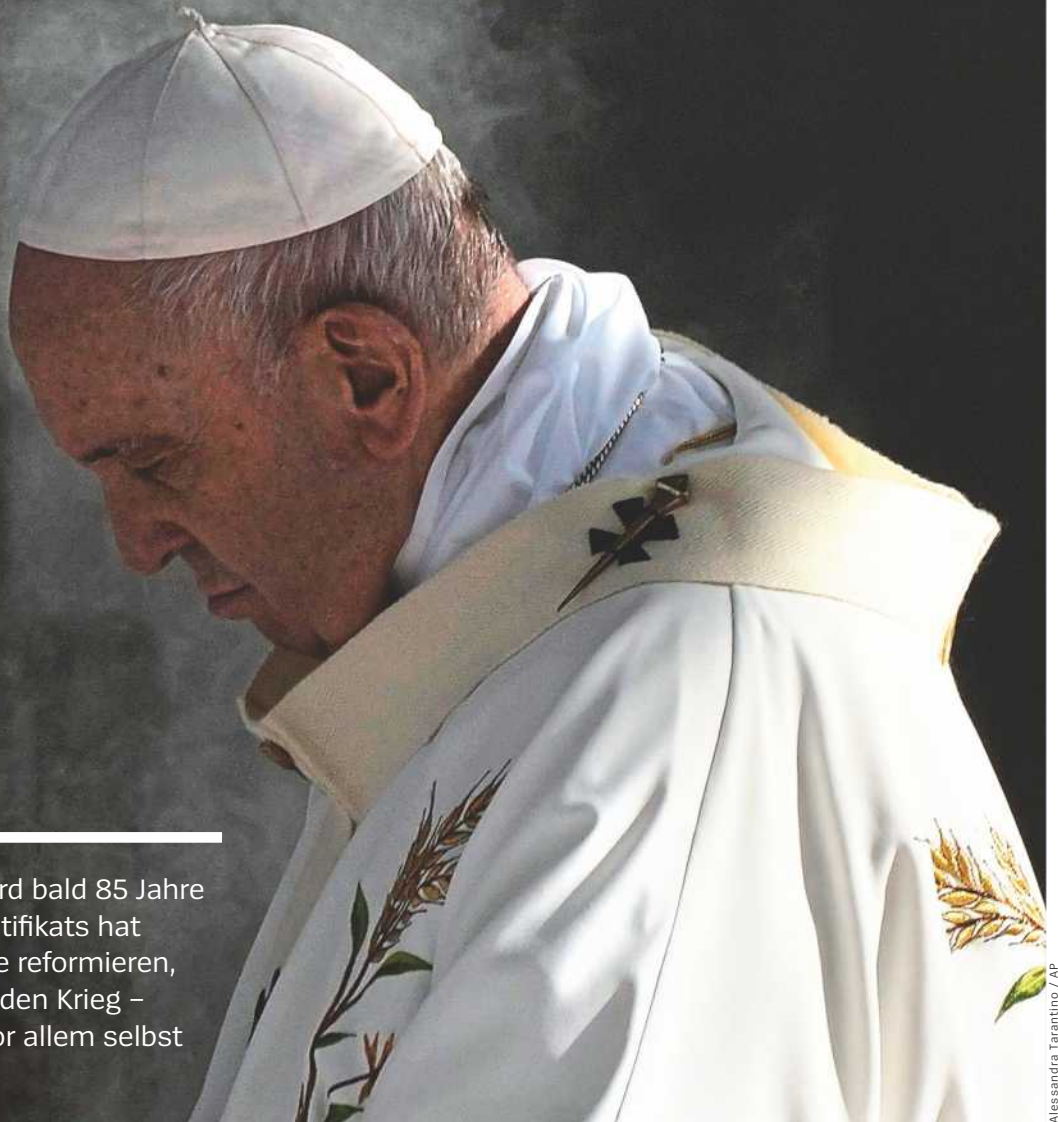
eher/sehr negativ

78

Quelle: Civey-Umfrage für den SPIEGEL am 4. Mai, 1001 befragte Katholiken, an 100 fehlende Prozent: »unentschieden«; statistische Ungenauigkeit: bis zu 5,6 Prozentpunkte

Lesen Sie auch ▶ Der einsame Papst – wie Franziskus am Vatikan zerbricht | 88

Der Einsame



Alessandra Tarantino / AP

VATIKAN Papst Franziskus wird bald 85 Jahre alt, die Spätphase seines Pontifikats hat begonnen. Er wollte die Kirche reformieren, erklärte ihrem Machtapparat den Krieg – aber steht sich inzwischen vor allem selbst im Weg. *Von Frank Hornig*

Es ist ein sonniger Septembertag, als Franziskus aus dem Auto steigt und einen der härtesten Slums von Europa betritt. Die Fassaden der Plattenbauten sind verrußt und durchlöchert, Fenster fehlen, in den Treppenhäusern lungern Jungs herum und hören Hip-Hop. Draußen kauert eine Familie vor einer Mülltonne. Ein ganzes Elendsviertel wartet auf den Papst.

Schon drei Tage lang ist der 84-Jährige rastlos durch Mitteleuropa gejettet. Er hat Staatsoberhäupter und Regierungschefs getroffen, Paläste und Residenzen besucht. Aber erst jetzt, im Slum von Košice am Ost-

Kirchenoberhaupt Franziskus bei einer Zypernreise Anfang Dezember: CEO mit einer Mission impossible

rand der Slowakei, sieht es so aus, als hätte er sein Ziel erreicht.

»Zu oft seid ihr schon Gegenstand von erbarmungslosen Urteilen, von diskriminierenden Stereotypen und Gesten geworden«, sagt Franziskus den Roma-Familien im Publikum. »Die Kirche ist euer Haus, habt keine Angst, darin zu wohnen.«

In diesem Augenblick ist er da, wo er sich und seine Religion am liebsten sieht: weit weg vom Vatikan und der ungeliebten Kurie. Am Rand der Welt, im »Feldlazarett«, wie er sagt, will der Pontifex den Katholizismus retten, nicht als Theologieprofessor wie Joseph Ratzinger, sondern als Seel-

sorger an der Front. Im kommenden Jahr will er in den Kongo fliegen, ein von Armut und Gewalt erschüttertes Land; gerade erst hat er ein weiteres Mal Flüchtlinge auf Lesbos besucht.

Kurz vor Weihnachten, am 17. Dezember, wird Papa Francesco 85 Jahre alt. Schon jetzt ist er länger als sein Vorgänger im Amt. Die Spätphase seines Pontifikats hat begonnen, ein für die Kirche kritischer Moment. Johannes Paul II. bewegte die Welt durch sein langes, öffentliches Leiden; Benedikt XVI. war der konservative Intellektuelle, der skandalgeschwächt das Amt verließ und seither zurückgezogen in einem Kloster in

den vatikanischen Gärten lebt, als eine Art Schattenpapst.

Und Jorge Mario Bergoglio? Was wird von seinem Pontifikat bleiben? Begonnen hatte er mit großem Furor und Reformeifer, auch der Neigung, Würdenträger und Funktionäre vor den Kopf zu stoßen. Nicht einmal zwei Jahre nach seinem Amtsantritt hatte er dem Vatikan 15 Krankheiten diagnostiziert, darunter Scheinheiligkeit, Gleichgültigkeit und die Tendenz, materielle Güter anzuhäufen. Es klang, als plante er einen Generalangriff auf seinen Apparat. Allerdings hat Franziskus nur wenige Taten folgen lassen.

Erneut erschüttert eine Finanzaffäre den Vatikan, es geht um dreistellige Millionenverluste nach einem dubiosen Immobiliendeal in der Londoner City. Zudem beschäftigen die Kirche, schon wieder oder immer noch, diverse Missbrauchsskandale.

Aus dem Papst, der ein Reformers sein wollte, ist ein Realist geworden. Franziskus musste sich damit arrangieren, dass ihm die Machtbasis für einen radikalen Wandel fehlt. Eine starke Fraktion in der Kurie verzögert oder verhindert Veränderungen. Zudem machen reaktionäre US-Kardinäle gegen ihn Stimmung, afrikanische Bischöfe halten von liberalen Ideen aus Europa wenig. Sein Spielraum wird enger. Er kann in Slums oder Flüchtlingsunterkünften auftreten, wohlklingende Reden halten und Ankündigungen verbreiten, die ein Nachfolger leicht kassieren kann. Alles, was dem Bischof von Rom geblieben ist, sind das Wort, die Geste, das Symbol.

Als der Pontifex im Sommer eine gefährliche Darmoperation überstehen musste, waren nicht alle Kardinäle betrübt. Einige sondierten, wer die Kirche nach seinem Tod und dem – wie sie es sehen – Franziskus-Fiasko wieder auf den rechten Kurs bringen könnte.

Er selbst hat den Vorgang öffentlich gemacht, mit einer aufsehenerregenden Bemerkung. »Ich lebe noch, obwohl mich einige lieber tot sähen«, verkündete er. »Ich weiß, dass es sogar Treffen von Prälaten gab«, fügte er hinzu und meinte damit Kardinäle und andere Amtsträger in der Kurie. Dass er die Operation überhaupt überlebte, habe er ausschließlich dem Rat eines erfahrenen Pflegers zu verdanken, erzählte er bei anderer Gelegenheit. Hätte er auf den Rat anderer gehört, wäre er tot.

Ein Papst im Überlebenskampf: Das ist keine Geschichte von Dan Brown, sondern vom Heiligen Vater persönlich. Selbst in der intrigenreichen Pontifikalgeschichte kam das bislang nicht oft vor. Durch Rom weht ein Hauch von Endzeitstimmung, das ist bei Gesprächen mit Verbündeten und Gegnern von Franziskus deutlich zu spüren.

»La chiesa brucia« heißt ein Buch, das derzeit hier heiß diskutiert wird – »Die Kirche brennt«, geschrieben von dem Kirchenhistoriker Andrea Riccardi. Der Katholizismus befinde sich womöglich schon im Endstadium einer tödlichen Krankheit, lautet Riccardis These. Sie wird rund um den Vatikan schau-

dernd diskutiert, auch weil bekannt ist, wie nah sich der Papst und der Professor gedanklich stehen.

Untergangsszenarien kursieren in den verschiedensten Formen. Es gibt in Rom Leute, die die Kurie mit einer kommunistischen Partei im 20. Jahrhundert vergleichen: ein erstarrtes Politbüro, das sich radikal reformieren und verjüngen muss, wenn es nicht verschwinden will.

Andere sehen die Kirche wie einen in die Jahre gekommenen Konzern, der seine verstaubte Marke vor allem in ihrem Zentrum nicht mehr gut verkaufen kann, in Europa. In diesem Bild wäre Jorge Mario Bergoglio ein von außen geholter Sanierer, der jungen Kunden im iPhone-Zeitalter ein Faxgerät andrehen muss, zugleich neue Produkte erfinden soll und nebenbei auch noch die Firmenzentrale neu aufstellen möchte. Ein CEO mit einer Mission impossible.

»Kennen Sie Tomáš Halík?«, fragt ein Berater des Papstes beiläufig im Gespräch – und zitiert dann den tschechischen Soziologen als weiteren Untergangspropheten. In der Kirche müsse etwas sterben, hat Halík geschrieben. Danach könne sie wie Christus wieder aufstehen. Nötig sei dann aber »eine radikale Verwandlung, keine bloße Wiederbelebung einer Leiche«. Ist für Franziskus die Zeit zum Rücktritt gekommen? Könnte ein jüngerer Papst angedachte oder angestoßene Reformen womöglich besser durchsetzen?

In der Vergangenheit hat der Pontifex Maximus mit solchen Gedanken gespielt. Er sei

schließlich kein »Papa Superman«, hat er zu Beginn seiner Amtszeit gesagt, sondern »ein Sünder, der versucht hat, Gutes zu tun«. Aber jetzt, nach der überstandenen Operation, ist davon keine Rede mehr. »Er ist energischer, ungeduldiger denn je«, sagen Anhänger und Gegner gleichermaßen. Franziskus starte noch mal richtig durch und nehme keine Rücksicht mehr.

Mindestens bis Oktober 2023, so lautet die Erwartung in Rom, werde Franziskus regieren wollen. Denn dann tagt im Vatikan die nächste Bischofssynode. Die Vorbereitung hat im Herbst begonnen: Zunächst sollen Gläubige weltweit über ihre Sorgen und Hoffnungen diskutieren, dann nationale und schließlich kontinentale Bischofskonferenzen die Wünsche aufgreifen. Am Ende entsteht in Rom das Bild einer modernen Weltkirche für das 21. Jahrhundert – so stellt es sich zumindest Franziskus vor.

Den seelischen Bankrott abwenden, einen anderen Umgangstil einführen, sein Produkt für die höchst unterschiedliche Kundschaft von Europa über Afrika und Amerika bis nach Asien und Australien modernisieren und die Konzernzentrale entstauben – der CEO Bergoglio hat sich viel vorgenommen. Wie soll das gelingen?

Die Tankstelle des Vatikans ist auf verschlungenen Wegen zu erreichen. Hinter dem Petersdom geht es an den Gärten und am kaum genutzten Bahnhof vorbei zu einer kleinen Piazza mit Springbrunnen und Bäumen. Bei

Der Vatikan

Der Papst und die Römische Kurie

Papst Franziskus

Wirtschaftssekretariat
(Finanzaufsicht)
Präfekt: **Juan Antonio Guerrero Alves**

Staatssekretariat (die wichtigste politische Einrichtung)
Leiter: Kardinalstaatssekretär
Kardinal Pietro Parolin (»Regierungschef«)

1. Sektion: Allgemeine Angelegenheiten Erzbischof Edgar Peña Parra	2. Sektion: Beziehungen zu den Staaten Erzbischof Paul Gallagher	3. Sektion: Diplomatischer Dienst Erzbischof Jan Romeo Pawłowski
---	---	---

Parolin am 29. Juni in Berlin



9 Kongregationen
(ähnlich Ministerien)

↓↓↓↓↓↓↓↓↓↓

darunter

- Glaubenslehre
- Gottesdienst und Sakramentenordnung
- Selig- und Heiligsprechungsprozesse
- Bischöfe
- Klerus
- Evangelisierung der Völker

3 Dikasterien

↓↓↓

- Laien, Familie, Leben
- Kommunikation
- Dienst zugunsten der ganzheitlichen Entwicklung des Menschen

5 Päpstliche Räte

↓↓↓↓↓

- Förderung der Einheit der Christen
- Interpretation von Gesetzestexten
- interreligiöser Dialog
- Kultur
- Förderung der Neuevangelisierung

3 Gerichtshöfe

↓↓↓

- Apostolische Pönitentiarie: Bußgerichtshof
- Oberster Gerichtshof der Apostolischen Signatur
- Römische Rota: höchster Zivil- und Strafgerichtshof

Päpstliche Kommissionen und Komitees

Einrichtungen wie z. B.

- Vatikanbank
- Schweizergarde
- Güterverwaltung des Apostolischen Stuhls

5 • Quelle: Deutsche Bischofskonferenz 2021



Filippo Monteforte / AFP

Papst Franziskus, Priester: »Ich bin's, Papa Francesco«

den weniger als 1000 Anwohnern ist die Station beliebt, weil sie hier steuerfrei ihren Spirit bekommen.

Schräg gegenüber wohnt Franziskus. Wenn der Stellvertreter Christi morgens sein Quartier verlässt, blickt er auf die Zapfsäulen der Vatikanstadt.

Es ist viel darüber geschrieben worden, dass Bergoglio nach seiner Wahl nicht die päpstlichen Gemächer im Apostolischen Palast bezog, sondern sein Zimmer 207 im Gästehaus Santa Marta zunächst behielt. Inzwischen hat er den schmucklosen Bau, der wie ein Mittelklassehotel der Neunzigerjahre wirkt, seinen Bedürfnissen angepasst – und Santa Marta in seine Zentrale verwandelt.

Sein Regierungsstil, seine strategischen Entscheidungen und vielleicht auch seine Erfolgsaussichten werden deutlich, wenn man Berichten über den Tagesablauf neben der Tankstelle folgt. Nach der Frühmesse begibt sich Franziskus demnach meist in den Apostolischen Palast. Im schnellen Takt folgen Termine mit Kurienkardinälen sowie Audienzen. Im Hof steht die Schweizergarde Spalier, in den blattgoldüberladenen Empfangssälen posieren sogenannte Edelleute Seiner Heiligkeit, mit schwerer Amtskette über dem Frack. Alles ziemlich steif und zeremoniell.

Zum Pranzo, dem Mittagessen, kehrt der Papst nach Santa Marta zurück. Am Büfett – Nudeln, Gemüse, zweimal in der Woche Fisch oder Fleisch, alles bio – stellt er sich geduldig hinter auswärtigen Gästen in die Schlange. Nach der Pause arbeitet er häufig im Gästehaus weiter.

Inzwischen hat er Zimmer 207 gegen eine bescheidene Suite gewechselt, mit Schlafzimmer, Büro und einem kleinen Empfangsraum. Auf einen einflussreichen Privatsekretär – wie

es Georg Gänswein für Benedikt XVI. war – verzichtet Franziskus. Er hat sich stattdessen für zwei Halbtagskräfte als Assistenten entschieden und tauscht sie häufiger aus, damit keiner zu mächtig wird.

Um die aus seiner Sicht wichtigsten Fragen kümmert sich Franziskus lieber persönlich. Die Einsamkeit ist bewusst gewählt. Schon als Kardinal hat er die Kurie gemieden, er wollte nicht in ihren Strudel hineingezogen werden. Dabei ist es geblieben.

Menschen, deren Schicksal ihn bewegt, ruft der Papst gern persönlich an. »Ciao, ich bin's, Papa Francesco«, sagt er dann am Telefon. Oder er schreibt ihnen einen Brief. In seinem Arbeitszimmer, erzählen Besucher, liege stapelweise Post auf dem Boden, aus der er jene Schreiben hervorziehe, die ihn gerade interessierten.

Er sieht sich weiter als Seelsorger und Hirte, obwohl er nun hinter den hohen Vatikanmauern wohnt. Seine Anrufe, seine Briefe wirken wie Ausbrüche aus einem Gefängnis. Theologie des Volkes heißt eine Nebenlinie der lateinamerikanischen Befreiungstheologie, die Bergoglio inspiriert hat. Ihr zentrales Element ist der direkte Kontakt zu Menschen auf der Straße, in Elendsvierteln. Daraus schöpft er seine Kraft, aus solchen Begegnungen entwickelt er sein Kirchenbild.

Was zufällig wirkt, hat fast immer einen strategischen Hintergrund, ein größeres Anliegen oder ein politisches Ziel. Mal tröstet er einen Bürgermeister, der an der Pandemie verzweifelt, mal ermuntert er einen schwulen Vater, der mit seiner Pfarrgemeinde hadert. In der Kurie bricht dann regelmäßig Hektik aus, wenn der Boss auf diese Weise überraschend neue Akzente setzt, ohne sich um Katechismus und strenge Regeln zu scheren.

Normalerweise nutzen Päpste zum Regieren ihr Staatssekretariat und die großen, ministeriumsähnlichen Kongregationen. Mächtige Kardinäle exekutieren deren Politik. Franziskus verlässt sich dagegen oft auf ein informelles Beraternetz. Das hat den Vorteil, dass er unabhängiger ist, weniger verstrickt in die vatikanischen Zirkel; der Nachteil ist, dass sich Franziskus von ebenjenem Apparat abkapselt, der einem Papst als Machtbasis dienen kann. In Santa Marta führen ihm seine Privatsekretäre Besucher zu, von denen die Kurie nichts weiß. So holt er sich Anregungen für Enzykliken oder Apostolische Schreiben, deren Entwurf die eigentlich zuständige Kongregation mitunter überraschen kann. Im Gästehaus Santa Marta ist somit eine Schattenregierung aus externen Beratern entstanden, die mit dem Staatsapparat des Vatikans je nach Lage kooperiert oder konkurriert.

Wer gerade das Ohr des Papstes hat, ist schwer zu sagen. Einer von jenen, die ihm nahestehen, ist Marco Pozza, ein junger Gefängnispfarrer aus Padua, den Medien als »unkonventionellsten Priester Italiens« beschreiben. Pozza war, wie er sagt, mit etwa 50 Häftlingen in Rom unterwegs, als ihn Franziskus unvermittelt auf dem Handy anrief und sie alle nach Santa Marta einlud. Inzwischen sind beide Männer befreundet.

Ein prominentes Widerstandsnest gegen Franziskus und seinen unkonventionellen Kurs befindet sich im römischen Zentrum, in der Pfarrei Santissima Trinità dei Pellegrini. Jeden Sonntag um elf Uhr beginnt hier das Hochamt nach altem Römischen Ritus. Weihrauchschwaden vernebeln den Altar, die Priester wenden dem Volk den Rücken zu und murmeln und singen in schwer verständlichem Latein. Trotzdem sind die Bänke bis auf den letzten Platz besetzt. Frauen tragen Schleier über dem Kopf, viele Männer Anzug und Krawatte. Immer wieder küssen Konzelebranten dem Hauptpriester die Hand.

Franziskus' Vorgänger Benedikt XVI. hatte den alten Ritus Jahrzehnte nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil wieder generell zugelassen und sich von der Priesterbruderschaft St. Petrus 2008 die Eröffnung der ultrakonservativen Pfarrei gewünscht. Sie sollte zum Vorbild für die gesamte Kirche werden – Benedikt hatte damit Erfolg. Die Priesterseminare der Brüder, die sich 1988 von der noch radikaleren Piusbruderschaft um den Holocauststegner Richard Williamson abgespalten hatten, wurden von jungen frommen Männern überrannt. In mehr als 140 Diözesen unterhält die Organisation inzwischen Pfarreien.

Rezepte aus der Vergangenheit sollten die Kirche retten – das war die Hoffnung Benedikts, das ist noch immer der Plan dieser Bewegungen.

Im Juli hat Franziskus den Traum seines Vorgängers zerstört. Neue Gemeinden dürfen die Petrusbrüder nicht mehr gründen. Der

alte Ritus ist nur noch im Ausnahmefall erlaubt. Ihre Traditionsliebe liege »an der Grenze des Erträglichen«, erklärte Franziskus, sie setze die Kirche der »Gefahr der Spaltung« aus.

Eine Spaltung, ein Schisma, das ist zurzeit die große Sorge in Rom. Konservative Katholiken sehen die Zukunft in der glorreichen Vergangenheit, als Päpste, Bischöfe und Ordensleute noch das gesellschaftliche Leben prägten und Missbrauchs- oder Finanzskandale gekonnt vertuschten. Moderate Katholiken dagegen wollen die geschrumpfte Rolle der Kirche in einer chaotischen, unchristlichen Welt akzeptieren und den Menschen näherkommen.

Edward Pentin, ein höflicher, kluger Brite mit kurzem Haar und glatt rasiertem Gesicht, nippt an einem Cappuccino und erzählt, was seiner Meinung nach falsch läuft in Rom. Pentin ist ein konservativer Kritiker des Papstes und arbeitet für den christlichen US-Medienkonzern EWTN. »Kein Pontifex kann die katholischen Dogmen ändern«, sagt er. Franziskus werfe einfach Ideen in die Luft und lasse es augenzwinkernd zu, wenn lesbische oder schwule Paare gesegnet würden – während er dies gleichzeitig offiziell verbietet.

Wie bei jedem Interview in Rom ist die Geschichte auch beim Gespräch mit Pentin gegenwärtig. Er sitzt direkt neben der Porta San Pancrazio, einem der beiden Einfallstore für italienische Truppen, die 1870 einmarschierten und die Reste des mehr als 1000 Jahre alten Kirchenstaats erledigten. Eine neue Phase im Niedergang des Katholizismus begann: Erst verloren die Päpste ihre weltliche Macht, dann ihre gesellschaftliche Autorität. Und jetzt, so sieht es Pentin, komme dem Heiligen Stuhl auch noch der Kompass abhanden. »Weil Franziskus kampfflos den Kern des katholischen Glaubens preisgibt, heilige Sakramente verlottern lässt und ewige Wahrheiten dem Zeitgeist opfert.«

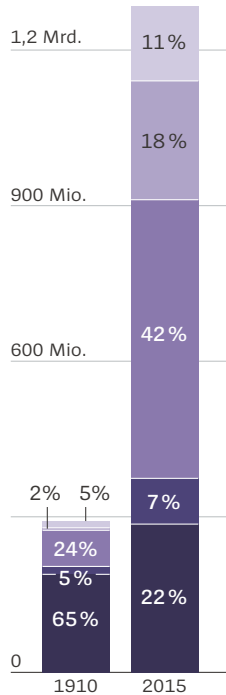
Wie gereizt die Stimmung geworden ist, erlebt Pentin häufig. EWTN, das von einer erzkonservativen Nonne gegründet wurde, erreicht nach eigenen Angaben 350 Millionen Menschen weltweit. In den Talkshows des Senders und in Pentins Artikeln für die EWTN-Zeitung »National Catholic Register« kommen regelmäßig scharfe Papstkritiker zu Wort.

»Die machen die Arbeit des Teufels«, sagte Franziskus vor Kurzem über die Mediengruppe. Er persönlich sei ein Sünder und verdiene At-

Machtverschiebung

Katholiken weltweit

- Asien, Ozeanien
- Afrika, Nahost
- Lateinamerika, Karibik
- Nordamerika
- Europa



5 • Quellen: Pew Research Center, Vatikan; Abweichung von 100% rundungsbedingt

tacken und Beleidigungen, so der Pontifex, »aber die Kirche verdient sie nicht«.

Im rechten Lager ist unvergessen, wie die eigenen Leute von Franziskus behandelt wurden, nicht nur in den USA. Zum Beispiel Gerhard Ludwig Müller, den Benedikt zum Chef der früher als Inquisition bekannten Glaubenskongregation gemacht hatte. 2017 trennte sich Franziskus von dem konservativen Hardliner.

Vor dem letzten Konklave waren sich viele Kardinäle einig, dass die Kurie zu reformieren sei. Nach seiner Wahl hat Bergoglio das als Sanierungsauftrag verstanden. Aber den großen Wurf schaffte er nicht. Er verzichtete auch darauf, ein komplett neues, auf ihn eingeschworenes Management zu berufen.

Beim Thema Frauenförderung ist der Nachholbedarf besonders groß. Selbst im Vatikan gibt es etliche Positionen, die nicht zwingend von Kardinälen oder anderen Männern besetzt werden müssen. Aber nur wenige Frauen schaffen den Sprung nach oben, darunter die Franziskanerin Raffaella Petrini – sie wurde Anfang November die erste Generalsekretärin im Governatorato, der Verwaltung der Vatikanstadt.

Statt eine moderne Firmenkultur zu begründen, stiftete Franziskus in seinem Team Misstrauen und Frust. »Wäre er ein CEO und würde so mit seinen Leuten umspringen«, sagt ein hochrangiger Kirchenmann, »dann hieße es: Der muss weg.«

Der Streit um die Kurienreform und sein Rückzug nach Santa Marta haben den Pontifex geschwächt. Wenn er neue Ideen in die Luft wirft, wird er vom konservativen Lager ge-

stoppt. Eine Truppe besonders rechter, lauter Kardinäle setzt ihn immer wieder öffentlich unter Druck.

Bergoglio sei vom Glauben abgefallen und stehe »auf der Seite des Feindes«, schrieb der emeritierte Kuriendiplomat Carlo Maria Viganò, der vehement den Rücktritt von Franziskus fordert und Intrigen spinnt. Der US-Kardinal Raymond Burke beklagte einen »radikalen Feminismus« in der Kirche. Andere wandten sich entschieden gegen Versuche, verheiratete Priester zuzulassen.

Die Attacken gegen Franziskus zeigen allmählich Wirkung, wie nach der Amazonas-Synode deutlich wurde. Eigentlich herrschte Aufbruchstimmung, als im Oktober 2019 Bischöfe, Ordensschwestern und Laien in Rom zu dreiwöchigen Beratungen zusammentrafen.

Damals beschrieben Kirchenleute aus dem Amazonasgebiet leidenschaftlich, wie sie sich ihre Religion künftig vorstellten: Verheiratete Priester sollten Gemeinden führen, Frauen geweiht werden können. Deutsche Kirchenleute hörten begeistert zu. Am Ende der Synode verabschiedeten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit großer Mehrheit entsprechende Reformvorschläge. Auf einmal schien es möglich, dass sich die Kirche von unten neu erfinden könnte. Viele glaubten, den Papst an ihrer Seite zu haben.

Und dann? Vier Monate später veröffentlichte Franziskus sein Apostolisches Schreiben, »Querida Amazonia«, Geliebtes Amazonien. Es war eine Vollbremsung. Verheiratete Priester, die Messe zelebrierende Frauen, nichts davon mochte der Papst erlauben. Die Konservativen waren begeistert. Der Text sei »ein Dokument der Versöhnung«, lobte der Kardinal Müller. Liberale Katholiken in Deutschland sprachen dagegen von »einer außerordentlichen Enttäuschung«.

Ähnlich lief es im Umgang mit Homosexuellen. In den ersten Jahren ging Franziskus mehrfach auf die LGBTQ-Community zu. »Wir müssen um Vergebung bitten«, sagte er angesichts der Diskriminierungen der Vergangenheit. Er sprach sich für zivile Partnerschaftsgesetze aus.

Doch im März zementierte die mächtige Glaubenskongregation die alte Ordnung. Priester dürfen zwar weiterhin Tiere, Motorräder und sogar Waffen segnen – gleichgeschlechtliche Paare aber nicht. »Gott kann



Pontifex Franziskus, Geflüchtete*: Nur Worte und Gesten

* Anfang Dezember auf der griechischen Insel Lesbos.



Remo Casilli / REUTERS

Papst Franziskus, Gläubiger bei Audienz in Rom

Sünde nicht segnen«, urteilten die Gesinnungswächter mit Zustimmung des Papstes. Ausgerechnet Franziskus hatte zugelassen, dass die Kirche wieder in finsternen Zeiten verharret.

Was will Jorge Mario Bergoglio? Gibt es einen netten Papa Francesco, der Frauen, Geschiedenen, zölibatsgenervten Priestern und schwulen, lesbischen Katholiken Hoffnung macht – und zugleich einen strengen Papst, der die Wünsche der Konservativen erfüllt?

Nicht weit vom Vatikan entfernt, im Stadtteil Trastevere, hat in einem ehemaligen Karmelitinnenkloster die Gemeinschaft Sant'Egidio ihre Zentrale. Die Mitglieder betreiben quer durch Italien und in anderen Ländern Suppenküchen, sie engagieren sich in der Altenpflege, in der Flüchtlingshilfe.

Wenn die Petrusbrüder den rechten Rand der Kirche besetzen, dann stehen ihnen auf der linken Seite die Egidio-Leute gegenüber. Politisch sind sie bestens vernetzt. Gerade erst war Ministerpräsident Mario Draghi bei ihnen zu Gast. Im Oktober reiste Angela Merkel zu einem von ihnen ausgerichteten Friedenstag.

Bergoglio hat die Bewegung schon als Erzbischof von Buenos Aires kennengelernt, wo sie seit Langem in den Elendsvierteln aktiv ist. Heute zählt sie zu den wenigen einflussreichen Unterstützern, die er in Rom noch hat. Franziskus ist oft in Trastevere zu Besuch – Sant'Egidio ist für ihn wie ein Schutzraum. Und wie ein Zukunftslabor. Der Gründer, Andrea Riccardi, gehört zu seinem Freundes- und Beraterkreis; es ist derselbe Riccardi, der mit seinem Buch »Die Kirche brennt« gerade das Establishment verunsichert.

»Wir können entweder die Realität verleugnen, oder wir können sie wahrnehmen«, sagt Cesare Zucconi, der Generalsekretär von Sant'Egidio, als er durch das ehemalige Kloster führt. Auf einem Altar liegen Ketten, mit denen in den USA einst Sklaven festgehalten wurden. Es gibt ein Kreuzifix, das in einem Flüchtlingsboot auf Lampedusa gefunden wurde.

Das Bedürfnis nach Religion, die Suche nach Sinn wachse in der Gesellschaft, erst recht im zweiten Jahr der Pandemie, meint

Zucconi. »Aber der Glaube hat sich individualisiert.« Mit ihren Struktur- und Dogmendebatten, ihrer Vergangenheitsverklärung, so kann man ihn verstehen, kommt die Kirche nicht weiter. »Die Frage ist: Wie können wir wieder eine echte, lebendige Gemeinschaft schaffen?« Die Fliehkräfte, die innerhalb einzelner Länder wirken, zwischen den Staaten Europas und zwischen den Kontinenten, zerrten auch an der Weltkirche und ihren Gliedern, sagt er.

»Die Deutschen glauben gern, sie müssten mit ihren progressiven Ideen nur voranschreiten, dann werde ihnen der rückständige Kirchenrest schon folgen«, sagt ein Würdenträger im Vatikan. Dabei vergäßen sie, dass etwa afrikanische Länder, in denen die Zahl der Gläubigen steigt, ganz andere Sorgen haben. Oder dass die Bischöfe in den USA den Katholizismus viel konservativer definieren.

Bergoglio war mit der Mission gestartet, die Kirche zu öffnen. Aber inzwischen besteht seine wichtigste Aufgabe darin, den Laden irgendwie zusammenzuhalten. Nur wenn die Kirche tatsächlich »brennt« und vor einer Spaltung steht, dann hat Franziskus seine bisherige Amtszeit zu wenig genutzt. Mit seiner Zögerlichkeit, dem Hin und Her zwischen netten Gesten und strengen Beschlüssen hat er Progressive enttäuscht – ohne Konservative als Unterstützer zu gewinnen.

Vielleicht kann Franziskus den Zerfall seiner Kirche noch verhindern. Vielleicht ist er der menschlichste Papst, den die Kirche seit langer Zeit hatte. Aber womöglich steht sich Bergoglio nur selbst im Weg.

Ein Abend Mitte November, die große Aula in der katholischen Universität Maria Santissima Assunta, wenige Schritte vom Petersdom entfernt. Bei der Podiumsdiskussion geht es um das Thema »Was bleibt vom Papsttum? Die Zukunft der Kirche nach Bergoglio«. Vorgestellt wird das neue Buch eines Vatikanexperten. Im Publikum sitzen Erzbischöfe, auf der Bühne nimmt der Kardinal von Bologna Platz, Matteo Maria Zuppi.

In Rom sehen ihn viele als »papabile«, als möglichen Anwärter auf den Heiligen Stuhl. Zuppi, 66, gilt als Kandidat von Sant'Egidio, den Liberalen, seit 1973 arbeitet er mit der Bewegung zusammen. Progressive wie Konservative halten ihn für zupackend, viele trauen ihm zu, dass er die Worte von Franziskus in Reformen umsetzen könnte.

Zuppi ist vorsichtig, er hält keine Bewerbungsrede an diesem Abend. Wichtiger als seine Worte aber ist die Tatsache, dass er sich öffentlich als möglicher Kandidat präsentiert. Längst sind zahlreiche weitere Namen im Gespräch. Die großen Fraktionen wollen vorbereitet sein, wenn, durch Rücktritt oder Tod, eines Tages die »Sedisvakanz« eintritt und der Heilige Stuhl neu zu besetzen ist.

Jorge Mario Bergoglio, Nummer 266 in der päpstlichen Geschichte, riet unterdessen zu mehr Gelassenheit. »Geduld!«, sagte er wenige Wochen nach seiner Operation. »Gott sei Dank, geht es mir gut.« ■

Blond und ewig unterschätzt

FRANKREICH Die Republikaner haben sich für eine Frau als Präsidentschaftskandidatin entschieden, mit der niemand gerechnet hatte. Dabei könnte Valérie Pécresse zur gefährlichsten Konkurrentin für Amtsinhaber Emmanuel Macron werden.

Rote Blazer zieht man an, um aufzufallen und sich abzuheben – zum Beispiel von einer Reihe mittelalter Männer in dunkelblauen Anzügen. Rot ist keine Farbe für Verliererinnen.

Valérie Pécresse trug vergangenen Samstag einen roten Blazer, als die konservativen Republikaner das Ergebnis der parteiinternen Stichwahl um die Präsidentschaftskandidatur in Frankreich bekannt gaben: Pécresse erhielt rund 61 Prozent der Stimmen, ihr Kontrahent, der Rechtsaußen Éric Ciotti, 39 Prozent.

Die Republikaner stehen in der politischen Tradition von Charles de Gaulle, von Jacques Chirac und Nicolas Sarkozy. Nun geht mit Valérie Pécresse erstmals eine Frau für sie ins Rennen um die Präsidentschaft; eine Frau, mit der kaum jemand gerechnet hatte.

Ihre Zustimmungswerte stiegen diese Woche um sensationelle 11 Prozentpunkte von 9 auf 20 Prozent; dieselbe Umfrage des Instituts Elabe sah sie im zweiten Wahlgang sogar mit 52 gegen 48 Prozent vor Amtsinhaber Emmanuel Macron.

Der beginnende Präsidentschaftswahlkampf, dessen einzige Auffälligkeiten bisher die Entgleisungen des rechtsradikalen, ehemaligen Publizisten Éric Zemmour waren, hat damit eine neue Protagonistin.

»Man hat sie unterschätzt. Es hieß immer, sie wäre vielleicht eine gute Premierministerin, nie aber hat jemand gesagt, sie wäre eine gute Präsidentin«, sagt Florence Portelli, 43, Sprecherin von Pécresse und eine ihrer engsten Vertrauten. »Das geschieht diesen herablassenden Machos ganz recht.«

Portelli und Pécresse kennen sich seit Jahren, damals war Pécresse wie heute Präsi-